1,80 DM / Band 588
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,–



Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Ding aus dem Koffer

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Das Ding aus dem Koffer

John Sinclair Nr. 588

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 10.10.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Ding aus dem Koffer

Knappe vier Yards betrug die Lücke zwischen den beiden Hausdächern. Dazwischen befand sich der Schacht, ein schmaler Abgrund, der in der Dunkelheit kaum zu erkennen war.

Zum Glück sah der Mann die Lücke rechtzeitig, als er darauf zurannte. Er sprang und landete auf der anderen Seite. Irgendwie kam er mit dem rechten Absatz unsicher auf, eine Pfütze oder eine Lache sorgten für einen Spagat und eine anschließende Rutschpartie über das Dach.

Ich, der Verfolger, war gewarnt. Den Mann musste ich fassen, um jeden Preis!

Um einen alten Kaminaufbau huschte ich herum, wirbelte an einer Antenne vorbei und sah nun den schwarzen Graben.

Es ging alles blitzschnell. Zwei Schritte lief ich, dann stieß ich mich ab. Kräftig und mitten aus dem Lauf. Ich flog ebenfalls über die Lücke. Für einen Weitspringer bei normalen Verhältnissen kein Problem, aber in der Dunkelheit und mit dem Gefühl, tief fallen zu können, da wurde es schon mehr als mulmig, doch ich schaffte es!

Mit beiden Füßen zuerst kam ich auf. Nicht in der Lache, so dass ich auch nicht ausrutschte. Ich spürte den Aufprall bis in den hintersten Winkel der Schädeldecke, fiel nicht zu Boden, sondern lief mit kleinen Schritten weiter, bis ich mich gefangen hatte und sofort nach rechts wirbelte, wo der Mann sein musste, den ich verfolgte.

Er hatte sich erhoben und war nicht mehr zu sehen. Dafür hörte ich seine Schritte auf dem flachen Dach. Er lief nicht zur Vorderseite, hatte sich umgedreht und bewegte sich auf die Rückseite zu, wo sich noch die alten Feuerleitern befanden, die an der Mauer dieses kasernenartigen Wohnblocks hingen, als wären es stählerne Arme.

Sie zu betreten war lebensgefährlich. Daran dachte der Kerl nicht, den ich verfolgte. Ihm konnte auch nichts mehr passieren.

Ich sah ihn noch immer nicht, dafür hörte ich seine Schritte auf den Metallstufen. Laut, hämmernd, auch rutschend klangen die Echos durch die Nacht. Wie viele Menschen in diesem Block lebten, war mir nicht bekannt. Auch wenn er gefüllt sein sollte, ich glaubte nicht daran, dass sich irgendeiner um die Geräusche kümmerte.

Das spielte hier keine Rolle. Man mischte sich nicht in die Angelegenheiten anderer Leute.

Ich hatte den Dachrand erreicht. Eine schienbeinhohe Kante musste überklettert werden. Mit einem gezielten Sprung erreichte ich die Feuerleiter und rutschte durch bis zum ersten Absatz, denn einige Stufen brachen unter mir weg.

Angst durchjagte mich. Aus dem fünften Stock zu Boden zu fallen war auch nicht das Wahre. Mit beiden Händen griff ich nach.

Rost schrammte über meine Handflächen. Ich drehte das Gesicht zur Seite, um nicht gegen Streben zu schlagen, dann prallte ich auf den eisernen Boden einer Plattform.

Mein Herz schlug schneller, ich schwitzte. In den letzten Sekunden hätte alles vorbei sein können, aber es ging weiter. Zudem hörte ich unter mir die Schritte des Flüchtigen. Auch er hatte die Leiter noch nicht hinter sich gebracht, die Verfolgung ging weiter.

Die eckige Plattform war noch im Mauerwerk verankert. Ich schielte über sie hinweg und sah den Mann laufen. Seine Hand schlug in einem bestimmten Rhythmus auf das Geländer. Er befand sich bereits auf der nächsten Plattform und setzte sofort seinen Weg fort.

Da hörte ich ein Kreischen und das Knacken von Metall.

Die Treppe! Es musste die Treppe gewesen sein, die unter seinem Druck gerissen war. Selbst den überraschten Schrei des Mannes hörte ich. Was passiert war, sah ich mir aus dieser Höhe an und im Schein meiner Bleistiftleuchte, der ausreichte.

Das Licht huschte über verrostetes Metall, es traf auch die Plattform, die nicht zerbrochen war. Dafür aber die Stufen dicht darunter, und der Mann, den ich haben musste, hing am Rand der Plattform wie ein Turner am Reck. Er klammerte sich mit beiden Händen fest. Springen wollte er nicht, es war zu tief. Durch seine hastige Flucht hatte er sich in eine brandgefährliche Lage gebracht, die ich ausnutzen wollte.

Ich kletterte ihm nach. Dabei konnte ich mir Zeit lassen, der Knabe lief mir nicht weg. Unter mir bewegten sich die Stufen, sie schienen mein Gewicht nicht mehr halten zu wollen. Jedes Mal, wenn ich ein bestimmtes Geräusch hörte, schrak ich zusammen, aber meine Befürchtungen bestätigten sich nicht. Ich schaffte es bis auf die Plattform, blieb dort stehen und hörte ihn jammern und keuchen.

Noch immer klammerte er sich fest. Vor mir zeichneten sich seine Hände ab, als wären sie auf das Metall gemalt worden. Ich ging in die Hocke, denn ich wollte ihn lebend.

»Okay, Mr. Quinn, ich helfe Ihnen hoch. Bleiben Sie um Himmels willen ruhig.«

»Scher dich zum Teufel, verdammt!«

Das wollte ich nicht. Ich fasste mit beiden Händen zu, die sich wie Stahlklammern um seine Gelenke spannten. Dann zog ich ihn langsam an. Dass er dabei die Beine bewegte, machte die Sache nicht leichter. Vielleicht wollte er auch nicht von mir gerettet werden, darauf konnte ich jedoch keine Rücksicht nehmen.

Ich schaffte es. Er rollte sich über die Kante der Plattform und blieb vor mir bäuchlings liegen.

So weit wie möglich drückte ich mich zurück. Bei ihm konnte man nie wissen. Der griff urplötzlich an, und dann war es für uns beide vorbei. Noch schaute ich auf seinen Rücken. Unter dem dünnen Polohemd bewegte sich die Haut zuckend, wenn er die keuchenden Laute ausstieß. War er fertig oder sammelte er Kräfte?

Er wollte weitermachen, schnappte nach meinem Fuß, doch ich war schneller und trat ihm auf die Hand. Er schrie nicht, ich jedoch bemerkte den ungewöhnlichen Widerstand unter meinem Absatz.

Ich hatte den Eindruck, in eine weiche Masse getreten zu sein. Mit der freien linken Hand zerrte ich ihn hoch.

Die kleine Lampe leuchtete ihn an. Sie tanzte in meiner anderen Hand und enthüllte ein furchtbares Gesicht.

Eine schwammige Haut, eingefallen und gleichzeitig teigig.

Bleich, bläulich schimmernd. Ein Mund, der mehr einer Höhle glich. Er wollte mir den Kopf gegen die Brust rammen, prallte jedoch gegen

die Lampe, die ich schnell fallen ließ, und griff in seine Haare. Da packte mich das blanke Entsetzen.

Die Haare blieben nicht mehr auf dem Kopf. Ich konnte sie abziehen, als wären sie eine Perücke. Gleichzeitig verschwand ein Teil seiner Haut. Ich zuckte zurück, ließ ihn los und merkte, dass mir übel wurde. »Der Koffer der Koffer«, ächzte er, als er sich umdrehte und mit einem Hechtsprung über das Geländer der Plattform hinweg flog. Ich sah den Körper noch fallen, Arme und Beine gespreizt. Dann tönte das Echo des Aufschlags zu mir hoch.

Don Quinn lag unten im schmutzigen Hinterhof, ohne sich zu rühren. Meine Bemühungen waren umsonst gewesen. Für einen langen Moment spürte ich eine ungeheure Wut in mir hochsteigen, bis ich mich abwandte und den Weg nach unten nahm. Ich verließ mich nicht auf die Feuerleiter, deren Reste über dem Boden schaukelten. Mein Weg führte mich zuerst auf das Dach. Dann ging ich durch das schmutzige, enge Treppenhaus und erreichte nach einer Minute den Platz im Hof, wo Don Quinn lag.

Er war tot, wie ich nach einer schnellen Untersuchung feststellte.

Woran er gestorben war, konnte ich nicht erkennen. Vielleicht war der Aufprall die Todesursache, möglicherweise auch mein schnelles Zupacken.

Ich untersuchte ihn genauer. Seine Haut war in Mitleidenschaft gezogen worden. Dämonisch oder magisch verändert. So sah die Haut eines Menschen normalerweise nicht aus. Aufgedunsen und widerlich weich, als stünde sie kurz davor abzufallen.

Don Quinn konnte mir nichts mehr sagen. Ich hätte gern mehr von ihm erfahren. Er wusste sicherlich einiges, leider hatte er sein Wissen mit in den Tod genommen.

Aus der Tasche holte ich mein Sprechgerät hervor und nahm Verbindung mit Suko auf. Mein Freund und Kollege wartete in der Wohnung der Quinns, wo sich Dons Frau in höchster Angst befand.

»Es ist vorbei«, sagte ich nur.

»Was ist vorbei?«

»Die Sache mit Quinn. Der Mann hat es nicht anders gewollt und sich selbst in den Tod gestürzt.«

»Und was hast du erfahren?«

»Nichts, so gut wie nichts. Ich komme jetzt zu euch. Ich wollte nur, dass du Bescheid weißt.«

»Ja, ist gut.«

Ich ließ das Gerät verschwinden. Noch immer hatte sich kein Zeuge offiziell blicken lassen. Wir schrieben die vierte Morgenstunde, da war Tiefschlaf angesagt, obwohl für viele schon bald der Wecker klingeln würde.

Mit müden Schritten steuerte ich einen Hintereingang an und tauchte

wieder in die stickige Dunkelheit dieser Mietskaserne. In den letzten Tagen war es ziemlich warm gewesen, und diese Hitze hatte sich auch zwischen den Hauswänden gehalten. Die Luft im Flur war kaum zu atmen, sie legte sich wie ein Ring auf meine Lungen, wenn ich tiefer als gewöhnlich Luft holte.

Ich musste bis in die zweite Etage, wo die Quinns eine schmale Wohnung besaßen. Während ich die Stufen hoch schritt, dachte ich über den Fall nach.

Begonnen hatte er, als Suko und ich uns noch in Russland mit den Mumien herumschlugen. Da waren bei Sir James Anrufe eingegangen. Eine Mrs. Quinn hatte erklärt, dass sich ihr Mann immer mehr veränderte und allmählich zum Monstrum wurde, den man kaum noch als Menschen bezeichnen konnte.

Sir James hatte die Anrufe aufgezeichnet und die Frau beruhigt, die keinen normalen Polizisten im Haus haben wollte. Dafür aber Spezialisten, was immer sie auch darunter verstand. Schließlich hatten Suko und ich uns auf den Weg gemacht, und das mitten in der Nacht.

Eigentlich ein Wahnsinn, aber die Stimme der Frau hatte sehr angespannt geklungen.

Wir hatten beide angetroffen, eine schrecklich verängstigte Mrs. Quinn und einen Mann, der augenblicklich die Flucht ergriff, als er uns eintreten sah. Ich war ihm gefolgt, Suko hatte ich sicherheitshalber bei Mrs. Quinn zurückgelassen.

Er erwartete mich in der offenen Wohnungstür stehend. Auf seinen Lippen lag ein gespanntes Lächeln, in den Augen stand ein fragender Ausdruck. Ich schaute ihn an und schüttelte den Kopf.

»Wirklich aus?«

»Ja.«

»Und was war mit ihm?«

Vor dem Inspektor blieb ich stehen. Im trüben Licht der Flurbeleuchtung sahen auch unsere Gesichter grau aus. »Was soll ich dir sagen, Alter? Er ist tatsächlich verändert gewesen. Seine Haut kam mir vor, als hätte man sie über die andere, die echte gezogen.«

»Nein!«

»Lass mich vorbei. Vielleicht weiß Mary Quinn mehr über ihren Mann. Ahnt sie es?«

»Sie weiß es, John. Nach unserem Gespräch konnte ich es nicht verheimlichen.«

Ich nickte. »Möglicherweise war es sogar das Beste.«

»Zusammengebrochen ist sie jedenfalls nicht. Sie hat sich nur hingesetzt und einige Male genickt, als wollte sie sich dadurch selbst bestätigen.«

Zur Wohnung gehörten zwei Räume. Es gab weder ein Bad noch eine Toilette. Beides befand sich draußen auf dem Flur. Das kleine Zimmer

diente als Schlafraum, im größten ballte sich alles zusammen. Möbel wie vom Sperrmüll verteilten sich zwischen den vier Wänden. Ohne dass es zynisch klingen sollte, aber Mrs. Mary Quinn passte in diese Umgebung. Sie war eine Frau ohne Ausstrahlung und wirkte wie eine Person, die sich schon längst aufgegeben hatte.

Mit einem Kittel bekleidet hockte die ungefähr vierzigjährige Person in einem schmalen Sessel, dessen Lehnen noch ein Korbgeflecht aufwiesen. Über der grauen Sitzfläche schwebte Staub, der sich auch auf den übrigen Einrichtungsgegenständen verteilt hatte. Das Haar der Frau war längst ergraut. In stumpf wirkenden Strähnen umgab es ihren Kopf. Die abgearbeiteten Hände hatte sie in den Schoß gelegt und schaute mich, als ich den Raum betrat, aus müden Augen an.

»Er ist tot, Sie brauchen mir nichts mehr zu sagen. Wenn es geht, geben Sie mir bitte eine Zigarette.«

Ich reichte ihr ein Stäbchen und spendierte auch Feuer. Sie saugte hastig an dem Filter und ließ den Rauch durch die Nase ausströmen. Dass sie reden wollte, spürten Suko und ich. Beide hatten wir uns Sitzgelegenheiten ausgesucht. Ich hockte auf einer beklebten Waschmitteltonne, Suko auf einem alten Stuhl.

»Es hat einmal so kommen müssen«, sagte sie leise. »Irgendwann ist das Maß voll. Er hat sich übernommen.«

»Wobei?« fragte Suko.

»Das habe ich Ihnen vorhin schon gesagt.« Sie knetete die Haut an den Wangen. »Bei allem. Was er anpackte, ging schief. Er wollte alles gewinnen und hat alles verloren. Immer dieses Saufen und das Reden von anderen Zeiten, die besser werden.« Sie lachte bitter, warf den Stummel zu Boden und trat ihn aus. Es fiel nicht auf, dass er da lag.

»Hat er das Geld, falls er etwas besaß, alles vertrunken oder anders durchgebracht?«

Sie bat um eine weitere Zigarette. Ich gab ihr gleich die ganze Schachtel. Feuer besaß sie selbst. »Wir hausen hier wie die Ratten. Schauen Sie sich hier mal um. Das ist alles deprimierend, das ist ein verdammtes Elend.«

»Hatte er einen Job?«

»Ja, ja, den hatte er. Nur das Geld reichte nie. Er hat es versoffen oder mit anderen Weibern durchgebracht. Er arbeitete in einem Leihhaus. Die Möbel hier sind durchweg aus vierter oder fünfter Hand. Das Geld hätte uns nicht reich gemacht, aber es hätte ausgereicht, um woanders wohnen zu können und nicht in diesem verdammten Dreckloch.«

»Er hat sich ja verändert.«

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen, Mr. Sinclair. Ich spürte es als erste, bekam es hautnah mit. Er verlor allmählich alles Menschliche. Wissen Sie, was das bedeutet?«

»Ich kann es mir denken.«

»Nein, verdammt, gar nichts könnt ihr euch denken. Ich hörte ihn in der Nacht würgen, er sprach von Dämonen und Teufeln und dass es ihm bald besser gehen würde. Als ich mal das Licht einschaltete und ihn beobachtete, da hatte er sich im Schlaf verändert. Da sah seine Haut doppelt so dick aus wie sonst. Richtig aufgedunsen, quallig, einfach widerlich. Er gab Geräusche von sich, die man nicht beschreiben kann. Sie hätten sie hören müssen.«

»Griff er Sie an, Mrs. Quinn?«

»Nicht direkt, er versprach mir nur den Tod. Ich würde für eine gute Sache sterben, hieß es.«

»Was wissen Sie sonst noch?«

Sie lachte mich an. »Was ich sonst noch weiß? Verdammt noch mal, was soll ich denn wissen? Das ist alles schlimm genug. Der eigene Ehemann wird zum Monster…«

»Nicht grundlos«, warf Suko ein. »Hat er irgendein Erlebnis gehabt, das ihn auf diesen Weg gebracht hat?«

»Das weiß ich doch nicht. Glauben Sie denn, der hätte mit mir darüber gesprochen?«

»Sie waren zumindest seine Frau.«

»Hören Sie auf, Inspektor! Jeder von uns ging seinen Weg. Es ist nicht meine Schuld, dass alles so kam.«

»Das sicherlich nicht, aber Sie müssen ihn doch gefragt haben.«

»Ich bekam keine Antwort.« Sie wandte sich wieder an mich.

»Wie ist er überhaupt gestorben?«

»Er fiel von der Feuerleiter.«

Da lachte Mary Quinn. »Halten Sie mich nicht für gefühlskalt, aber diesen Tod gönne ich ihm. Ja, ich gönne ihm dieses Ende. Ich habe ihn einfach gehasst, ich mochte ihn nicht. Ich…«

»Schon gut, das ist vorbei. Versuchen Sie sich an etwas zu erinnern. Kleinigkeiten sind wichtig.«

»Wie meinen Sie das, Mr. Sinclair?«

»Er hat zwar nicht über seine Probleme geredet, wie Sie sagten, möglicherweise hat er aber einige Bemerkungen fallen lassen, die wichtig für uns sein könnten.«

»Was wollen Sie denn? Er ist tot, damit sind die Probleme aus der Welt geschafft.«

»Für Sie vielleicht, Mrs. Quinn, für mich oder für uns fangen sie erst an. Wir müssen dem Leben Ihres Mannes nachgehen. Wir müssen versuchen, seinen Tod aufzuklären.«

Sie wollte etwas erwidern, hatte schon den Mund geöffnet, stockte dann, denn aus dem Flur hörten wir Schritte, dann riss jemand die Tür auf. Ein Mann in einer Lederjacke stand auf der Schwelle.

Darunter trug er ein schmutziges Unterhemd. Sein grauer Stoppelbart

bedeckte die untere Gesichtshälfte. Eine Ginfahne wehte in das Zimmer.

»He, Mary, da unten im Hof liegt dein Alter und rührt sich nicht mehr. Geh mal hin.«

»Ich weiß.«

»Und wenn er eingeht?«

»Der ist bereits eingegangen, und jetzt hau ab, Sloane! Hau endlich ab, Mann!«

Sloane grinste in den Raum hinein. Er sah uns und nickte.

»Scheinst dich rasch getröstet zu haben, Mary. Alle Achtung und gleich mit zwei Typen. Stark.«

Mary griff nach einer alten Zuckerdose ohne Deckel. Bevor sie den Gegenstand werfen konnte, hatte Sloane die Tür schon geschlossen und polterte davon.

»Ein Arsch ist das!« zischte sie. »Dem gönne ich auch einen Trip ins Jenseits.«

»Die Nachbarschaft scheint nicht die beste gewesen zu sein.«

»War sie nicht, ist sie nicht, wird sie nie werden. Sehen Sie sich um. Wer haust denn hier? Das sind kaputte Typen wie wir. Nein, nein, ich sage Ihnen, das ist alles ein Elend. Jetzt, wo mein Alter nicht mehr ist, kann ich vielleicht aus diesem Teufelskreis rauskommen, aber dazu braucht man Kraft, verdammt viel Kraft.« Sie vollführte dabei Handbewegungen, als wollte sie etwas kappen. Wahrscheinlich ihr früheres Leben. Dann lächelte sie grantig. »Sie glauben mir nicht, oder?«

Ich hob die Schultern. »Man muss Prioritäten setzen, auch wir sind dazu gezwungen. Uns interessiert Ihr Mann, sein Leben.«

»Das war mehr als bescheiden.«

»Klar.« Diesmal sprach Suko. »Dennoch muss er auf etwas gestoßen sein, das ihn dermaßen verändert hat.«

»Ich weiß es nicht.«

»Moment mal, Mrs. Quinn«, sagte ich, »da ist noch etwas, das ich Sie fragen wollte. Kurz bevor Ihr Mann starb, hat er mit mir gesprochen. Er sagte nur das Wort Koffer…«

»Mehr nicht?«

»Nein.«

»Was soll ich denn damit anfangen?«

»Nun, für Ihren Mann schien es wichtig zu sein. Ich könnte mir vorstellen, dass er sich damit genauer beschäftigt hat. Ihnen sagt der Begriff Koffer nichts?«

»Nur verreisen.«

»Das lassen wir mal außer acht, Mrs. Quinn. Damit hat Ihr Mann bestimmt nichts zu tun gehabt.«

»Nein, er hat nur davon geträumt.«

»Welche Bedeutung könnte das Wort Koffer noch gehabt haben? Da muss etwas gewesen sein, das ihn beschäftigt hat.«

»Ja, bestimmt, nur kann ich Ihnen nicht helfen. Fragen Sie mal auf seiner Arbeitsstelle nach. Er hat im Eastend Pfandhaus gearbeitet. Das ist das größte in London. Da gibt es auch viele Koffer.«

Suko und ich schauten uns an. Sie hatte recht, obwohl sie den Tipp bestimmt nicht bewusst gegeben hatte. Ich stand auf. »Wir danken Ihnen, Mrs. Quinn.«

»Ich bedanke mich bei Ihnen. Für mich fängt jetzt ein neues Leben an, glaube ich.«

»Ich wünsche es Ihnen.«

»Und danke für die Zigaretten«, sagte sie, als wir zur Tür gingen.

»Meinen Mann brauche ich nicht mehr zu sehen oder?«

»Nein.«

»Das ist gut.«

Im Treppenflur schüttelte Suko den Kopf. »Eine seltsame Frau, John.«

Ich hob die Schultern. »Wer weiß, was sie alles durchgemacht hat. Richten möchte ich nicht über sie.«

»Das hatte ich damit auch nicht gemeint.«

In der Nähe wurde eine Tür geöffnet. Zwei Männer leicht angetrunken verließen die Wohnung und drängten sich an uns vorbei.

Sie stanken wie eine Destille. In einem Haus wie diesem begegnete man dem Elend auf Schritt und Tritt.

Im Hof blieb ich neben dem Toten stehen, während Suko die Kollegen der Mordkommission alarmierte. Als sie eintrafen, erwachte auch die Umgebung. Plötzlich sahen wir, wer alles nicht schlief. Die Männer der Nachtschicht erledigten ihre Arbeit murrend, bevor sie uns einige Fragen stellten und ein Protokoll anfertigten.

Es war schon nach fünf Uhr, der Tag graute bereits, als auch wir nach Hause fuhren. Oben vor der Tür fragte Suko mich: »Wie sieht es aus? Wann finde ich dich im Büro?«

»Keine Ahnung. Jedenfalls haue ich mich jetzt aufs Ohr. Um den Koffer kümmern wir uns später.«

»Das meine ich auch…«

***

Schon am frühen Morgen stand die Sonne so warm am Himmel, dass sich Helen Taylor entschloss, leichte und luftige Kleidung überzustreifen. Der Tag würde hart genug werden.

Sie entschied sich für einen gelben Rock, der weit geschnitten war, und für einen leichten Polo-Pullover, dessen Blumenmuster eine bunte Farbpalette auf dem schwarzen Untergrund aufwies.

Das dunkelblonde Haar hatte sie zu einem kleinen Pferdeschwanz zusammengebunden.

Einen Tupfer Schminke auf die beiden Wangen, etwas Rouge darauf, leicht die Augenbrauen nachgezogen, die Lippen etwas kräftiger geschminkt, fertig war das Make-up.

Helens Frühstück bestand aus einer Tasse Tee und einer halben Scheibe Toast, die sie mit fettarmem Joghurt bestrich. Dann ließ sie die Rollos herunter. Sie wollte nicht am Abend in eine Bruthöhle zurückkehren.

Helen war jetzt neunundzwanzig, hatte eine Ehe hinter sich und fühlte sich als Single noch wohl, obgleich sie in zwei Monaten dreißig wurde, und diese Zahl stand manchmal wie eine Drohung vor ihr. Aber das ließ sich eben nicht ändern. Noch wollte sie das Leben genießen, und Chancen hatte sie genug, auch wenn sie nicht so aussah wie ein Filmsternchen. Aber Helen gehörte zu den Menschen, die eine Brille gut tragen konnten. Das Gestell fiel kaum auf. Hinter den Gläsern wirkten die blauen Augen noch größer, als sie ohnehin schon waren.

Ein letzter Blick durch die Wohnung, alles war okay, dann schnappte sie ihre Tasche und nahm sicherheitshalber noch die dünne schwarze Jacke mit auf den Weg.

So verließ sie ihre Wohnung. Mit dem Lift fuhr sie nach unten. In London mit dem eigenen Wagen zu fahren grenzt schon an Masochismus. Helen Taylor machte es wie Tausende anderer Londoner auch. Sie nahm die U-Bahn.

Natürlich war auch die voll. Daran hatte sie sich gewöhnt, ebenso wie an die stoischen Gesichter ihrer Mitreisenden, die sich festhielten, dabei noch Zeitung lasen und die Stöße und Püffe routiniert ausglichen. Helen überlegte. Sie wusste schon, wie der Tag ablaufen würde. Man hatte von Seiten des Pfandhauses eine große Versteigerung angesetzt. Durch die zuvor gemachte Reklame würden sicherlich Hunderte von Besuchern kommen und mitsteigern.

An diesen Tagen herrschte bei Helen Stress hoch vier. Sie war die rechte Hand des Leihhaus-Chefs und hatte für den gesamten Vorbereitungskram aufzukommen. Das Erstellen der Listen, das Heraussuchen der Gegenstände, die Kontrolle, die spätere Abrechnung, all diese Dinge liefen über ihren Schreibtisch.

Die Versteigerung war für zehn Uhr morgens festgesetzt. Aus Erfahrung wusste sie, dass sie sich bis in den späten Nachmittag hinziehen konnte. Danach musste sie zusammen mit Mr. Denkford abrechnen, dann war es Abend, bevor sie erschöpft nach Hause fahren würde.

Was nicht versteigert wurde, bot man am nächsten Tag bei der zweiten Versteigerung noch einmal an. War alles vorbei, war Ruhe für drei Monate, die man auch als relativ ansehen konnte, denn schon einen Tag später würden die Vorbereitungen für die neue

Versteigerung beginnen.

Zwischen beiden Terminen allerdings lag noch ihr Urlaub. Den würde sie nicht verschieben, sie hatte bereits für Kreta gebucht und freute sich wahnsinnig darauf.

Das Pfandhaus lag in Whitechapel, diesem alten, ehrwürdigen Londoner Stadtteil. Im Süden grenzte er an das East End, wo aus dem Boden gestampft, renoviert und spekuliert wurde auf Teufel komm raus. Ein Gebiet für Yuppies und Gutverdienende. Die Armenviertel existierten ebenfalls noch. Viele Besucher der Versteigerungen waren arm, hatten keinen Penny in der Tasche. Helen Taylor taten die Menschen leid. Am liebsten hätte sie ihnen einiges geschenkt, doch das war streng verboten. Es hätte sie den Job gekostet im schlimmsten Fall. Also würde sie weiter in die gezeichneten und manchmal bittenden Gesichter der Frauen und Männer schauen und die Amtsperson spielen.

An der Haltestelle Alt Gate East musste sie aussteigen. Hier kreuzen sich die Commercial Street und die Whitechapel High Street, ein Knotenpunkt in dieser Gegend, auf dem der entsprechende Betrieb herrschte und der von einer warmen Maisonne angestrahlt wurde.

Noch glühten die Straßen nicht, doch zum Ende des Vormittags hin würde die Hitze wieder hochsteigen und die Menschen stöhnen lassen. Helen dachte an die Versteigerungshalle des Pfandhauses, die sich bis auf den letzten Sitzplatz füllen würde. In der Wärme war der Geruch der Menschen kaum noch zu ertragen, und auch die zu versteigernden Gegenstände stanken oft erbärmlich.

Helen Taylor brauchte nicht durch den Haupteingang zu gehen.

Sie schritt an der rötlichbraunen Front vorbei, wo selbst die alten Fenster im Sonnenlicht wie neu wirkten, und drehte sich schließlich nach links, in die breite Einfahrt hinein. Durch sie fuhren auch schwere Trucks, wenn sie Waren im Hinterhof abluden, wo sich die Lager befanden.

Das Haus gehörte zu den älteren in London. Selbst die alten Feuerleitern waren vorhanden. Im Zickzackkurs führten sie zum Dach.

Ihr Büro lag nach hinten raus. Das Fenster konnte nur in der Höhe des Oberlichts geöffnet werden. Wenn der Lärm auf dem Hof zu stark wurde, ließ Helen das Fenster zu.

Arbeiter kamen ihr entgegen. Die Gänge waren breit genug, um auch Sackkarren schieben zu können. Sie grüßten, Helen winkte zurück und lächelte. Sie war als Kollegin beliebt und hatte zu allen Mitarbeitern ein gutes Verhältnis, auch zu ihrem Boss, Brian Denkford. Der allerdings wartete an diesem Tag schon vor ihrer Bürotür, in der Rechten einen Stapel Papiere, die er ungeduldig schwenkte.

»Guten Morgen, Mr. Denkford.«

»Morgen, ich dachte schon, Sie würden heute nicht erscheinen.«

»Wieso das?«
»Es ist schon über die Zeit.«
»Die fünf Minuten. Was gibt es denn?«
»Das erzähle ich Ihnen im Büro.«
Helens Arbeitszimmer war ziemlich klein. Es roch nach Holz und Bohnerwachs. Die Putzfrau hatte den Fußboden am gestrigen Abend frisch gewienert.
Helen stellte das Oberlicht schräg, packte aus einer Schublade Papiere auf den Schreibtisch und sah, wie Brian Denkford noch einige dazuknallte. »Das ist gestern Abend noch eingetroffen«, erklärte er und wartete auf eine Reaktion.
»Und?«
Er hob die Arme. Schon jetzt zeichneten sich Schwitzflecken unter seinen Achseln ab. Auch sein Gesicht war schweißnass. »Das müssen Sie noch auflisten, Helen. In zwei Stunden beginnt der Betrieb.«
»Ja, ich weiß.«
»Schaffen Sie das denn?«
Helen lächelte entwaffnend. »Wenn Sie mich nicht stören, wird alles klargehen.«
»Sie haben Nerven.«
»Die braucht man bei Ihnen, Chef.«
Er winkte hastig ab und ging davon. Helen blieb zurück, richtete ihre Brille und machte sich an die Arbeit. Sie schaute durch, was noch in letzter Minute vor der Versteigerung eingetroffen war, und fütterte damit den Computer.
Auf Endlospapier tickerte der Drucker die einzelnen Gegenstände aus und hatte sie gleichzeitig mit einer Nummer versehen.
Die Nummern wurden auf die zu versteigernden Gegenstände geklebt.
Helen überlegte, ob sie die Arbeit nicht einem der Lagerarbeiter übertragen sollte, entschied sich aber dafür, es selbst zu übernehmen. Die Männer hatten an diesem Vormittag ebenfalls alle Hände voll zu tun. Außerdem konnte sie im Lager dem hektischen Brian Denkford besser ausweichen.
Die Lagerhallen des Pfandhauses glichen gewaltigen Höhlen mit unheimlich hohen Decken. In kaum überschaubaren Regalen stapelte sich die Ware, die noch versteigert werden musste. Die Gänge dazwischen wirkten durch ihren grauen Belag wie breite Straßen.
Die an diesem Tag zu versteigernden Gegenstände waren bereits aus dem Lager herausgeholt worden und wurden in Reichweite aufbewahrt, um sie so rasch wie möglich in die Halle schaffen zu können. Die neu hinzugekommenen standen in einem separaten Raum, wo sie erst noch ausgezeichnet werden mussten.
Helen Taylor fühlte sich mit einemmal nicht mehr wohl. Sie wusste

nicht, woran es lag, bestimmt nicht an den deckenhohen Regalen, an die hatte sie sich mittlerweile gewöhnen können.

Vielleicht war es die dumpfe, muffige Luft oder auch die relative Stille, die sie als beklemmend empfand, denn von den übrigen Kollegen war so gut wie nichts mehr zu hören.

Über ihr wuchsen die Regale hoch. Voll bepackt mit Sachen und Gegenständen, die versteigert werden sollten. Das begann beim Besteckkasten und ging weiter über alte Uhren, Taschen, Decken, Regenschirme, TV-Apparate, HiFi-Anlagen, Radios bis zu Kleidung, Möbeln und Trödel. Man konnte hier alles finden, selbst ein Satz Autoreifen lag in einem der Fächer. Der Besitzer löste sie immer wieder ein, wenn der Winter vor der Tür stand.

Einer der schmaleren Seitengänge führte zu der Tür, hinter der die frisch eingetroffenen Waren lagerten. Helen besaß zwar einen Schlüssel, aber ihr Chef hatte nicht abgeschlossen.

Sie legte die Hand auf das kühle Metall der Klinke, ohne die Tür allerdings zu öffnen. Die junge Frau wusste selbst nicht, was sie störte. Es war wieder dieses komische Gefühl der Beklemmung, das sich allmählich zu einer Angst steigerte.

Ihre Kehle war trocken geworden. Sie hätte gern einen Schluck getrunken, auch eine Zigarette geraucht, was allerdings in diesem Teil des Lagers nicht erlaubt war.

Noch blickte sie auf die grau gestrichene Eisentür. Dann drehte sie sich plötzlich um, und zwar so schnell, dass es ein Verfolger nicht geschafft hätte, sich zu verstecken.

Es war keiner da.

Helen atmete tief durch. Du machst dich selbst verrückt, dachte sie. Du drehst noch durch, wenn das so weitergeht. Ruhig Blut!

Sie betrat eine kleine Kammer. Klein allerdings nur im Vergleich zu den großen Hallen. Die Ausmaße kamen hier schon auf die achtzig Quadratmeter.

Ein Fenster gab es hier ebenfalls nicht, dafür unter der Decke eine Lüftungsklappe. Helen sah auch die voll gestopften Metallregale an den Wänden und blieb vor dem langen, tresenartigen Tisch stehen, der fast von Wand zu Wand reichte und den Raum in zwei Hälften teilte.

Die neu eingetroffenen Gegenstände lagen auf dem Tresen. Sie schritt daran entlang und schaute sich die Dinge genau an.

Einen alten Kinderwagen sah sie ebenso wie zwei Eichenstühle.

Pelzmäntel, Jacken und ein hoher Berg von bunten Kleidern. Letztere nahmen ihre Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Der Kleiderberg fiel in seiner Höhe einfach aus dem Rahmen. Soviel hatten sie sonst nicht zu versteigern.

Helen durchwühlte ihn und stellte rasch fest, dass der Kleiderberg nur etwas verdeckt hatte. Es war ein Koffer, der nun frei vor ihr lag.

Wieso war er verborgen gewesen? Gab es einen Grund dafür, oder war es nur Zufall gewesen?

Der Koffer war nichts Besonderes, und trotzdem fiel er auf. Es lag an seiner Größe und auch am Material, denn das Ding bestand aus Holz, ohne einen Überzug aus Leder.

Etwas kannte sich Helen aus. Sie wusste, dass die Menschen früher mit hölzernen Koffern gereist waren. Möglicherweise war das Ding sehr alt, obwohl es noch neu aussah.

Der Koffer war verschlossen. Die Höhe von Ober und Unterteil war identisch. Als Verschlüsse dienten einfache Schnappschlösser, ohne irgendeinen Code.

Helen hätte ihn gern geöffnet, aber irgend etwas hielt sie davon ab. Sie stand vor dem Gegenstand, betrachtete ihn, runzelte die Stirn und hatte das Gefühl, dass er nicht an diesen Platz passte. Auf dem Tresen, wo so viele andere Dinge standen, wirkte er wie ein Fremdkörper, Sie strich mit den Händen über das Holz. Es fühlte sich völlig normal an. Auch die Seiten waren nicht anders. Als sie die Verschlüsse berührte, spürte sie deren Kühle.

Dann klopfte sie auf den Deckel. Der dumpfe Laut schwang ihr als Echo entgegen. Dem Geräusch nach zu urteilen war der Koffer leer.

Vielleicht sollte sie ihn doch öffnen. Helen hatte die Tür hinter sich nicht geschlossen. Sicherheitshalber schaute sie noch einmal zurück und konnte auch in den schmalen Gang sehen, doch dort hielt sich niemand auf, der sie beobachtete. Also wagte sie es.

Es klappte nicht. Sosehr sich Helen auch anstrengte, die Laschen zurückzuziehen, sie bewegten sich nicht. Und das ohne irgendwelche Schlösser. Auch entdeckte sie keinen Rost, der die Verschlüsse hätte klemmen oder sperren können.

Das war schon seltsam.

Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Luft empfand sie plötzlich als drückend und bleiern. In den Achselhöhlen hatte sich ebenfalls Schweiß gebildet. Ein Tropfen rann in einer langen, kalten Bahn über ihren Rücken.

Hatte es mit dem Koffer etwas Besonderes auf sich? Die Antwort konnte sie nicht geben, das musste ihr Chef wissen, der den Gegenstand am Abend zuvor angenommen hatte.

Komisch, Helen hatte sich noch nie vor den ausgestellten Gegenständen gefürchtet, doch das war plötzlich anders geworden. Noch einmal strich sie über das Holz.

Wenn sie sich nicht sehr täuschte, war es Eiche. Dann hatte der Koffer auch sein Gewicht. Zudem konnte er etwas aushalten. An den Kanten war er glatt, keine Absplitterungen, er sah aus wie neu.

Es ärgerte sie, dass sie ihn nicht hatte öffnen können. Allmählich erwachte ihr Ehrgeiz. Vielleicht konnte sie eine Stange unter die

Verschlüsse klemmen und sie so anheben.
Ihre Blicke glitten suchend über die Regalwände, die voll gestopft waren. Am besten wäre eine Nadel aus Stahl gewesen, die bog sich bei Druck nicht so leicht durch.
Sie fand diese Nadel nicht, dafür einen Werkzeugkasten, der noch neu roch. Ihm entnahm sie einen Schraubenzieher, der eigentlich passen musste.
Wieder am Koffer, klemmte sie ihn unter den Verschluss. Der Isoliergriff schimmerte in einem dunklen Rot. Sie umfasste ihn mit beiden Händen und benutzte den Stahl als Hebel.
Der Verschluss ließ sich auch nach dem vierten Versuch nicht öffnen. Er war zugeklemmt. Heftiger atmend trat Helen zurück.
Sie erschrak, wenn sie ehrlich gegen sich selbst war. So hatte sie in all den Jahren nicht gehandelt. Wieso wollte sie den verdammten Koffer unbedingt öffnen? Welcher Geist trieb sie zu einer derartig ungewöhnlichen Handlung?
»Du musst verrückt sein«, flüsterte Helen sich selbst zu. »Total verrückt.«
Sie wischte über ihre Stirn. Wieder war der Hals trocken geworden. Der Schweißausbruch nahm zu. Nervös huschte ihre Zunge über die Lippen. Lag es am warmen Wetter, dass sie so ungewöhnlich handelte? Was war denn anders geworden?
Dann passierte es. Helen hatte sich schon abwenden wollen, als sie das Knarren vernahm. Genau an dem Ort, wo der Koffer auf dem langen Tresen stand.
Sie rührte sich nicht vom Fleck. Über ihren Rücken floss eine Gänsehaut, die allmählich zu einer Eiskruste wurde. Es gab keinen Zweifel, das Geräusch war aus dem verschlossenen Koffer gedrungen.
Sie trat einen Schritt näher heran. Zu einem weiteren traute sich Helen nicht.
Der Koffer selbst stand noch unbeweglich. Aber in seinem Innern tat sich trotzdem etwas. Sie sah, dass der Deckel von innen einem gewissen Druck ausgesetzt war. Er wölbte sich zwar nicht, doch sie konnte es trotzdem erkennen. Mit einem klickenden Geräusch sprangen plötzlich die Verschlüsse in die Höhe.
War der Koffer etwa nur von innen zu öffnen? Wenn ja, wer hatte es dann getan?
Die Gedanken wirbelten durch ihren Kopf. Die Beklemmung war längst der Furcht gewichen, und die steigerte sich noch weiter, als sie auf den Deckel starrte. Er bewegte sich nach oben!
Um Helens Lippen zuckte es. Es war kein Lächeln und sah eher aus wie der Ansatz zu einem Schrei.
Sehr langsam und auch knarrend schwang der Deckel höher.
Fingerbreit wurde der Spalt, Sekunden später noch breiter, so dass

eine Lücke entstand, in die eine Hand hineingepasst hätte.
Die Hand war da, aber von innen.
Sie schob sich Stück für Stück durch den Spalt, und Helen Taylor erkannte, dass es sich bei ihr um eine bleiche Totenklaue handelte…

***

Mit Sir James Powell hatten wir nur kurz geredet. Der Superintendent war mehr als einverstanden, dass wir uns um den Fall kümmerten, besonders deshalb, weil doch mehr hinter den Anrufen der Mary Quinn steckte, die er entgegengenommen hatte.
Suko hatte seinen BMW in der Garage gelassen. Wir waren mit dem Rover zu unserem Ziel gefahren, durch ein Verkehrsgewühl, zu dem sich noch die Wärme gesellte, so dass die Abgase der Fahrzeuge wie Wolken in den Sonnenstrahlen waberten.
»Du suchst dir auch immer Zeiten aus«, beschwerte sich Suko.
»Dafür solltest du dich eigentlich schämen.«
»Das ist eben unser toller Job.«
An der Bank of England standen wir in einem Stau. Nur schrittweise ging es vorwärts. Zwanzig Minuten später hatten wir unser Ziel erreicht. An der linken Seite erschien der hohe Backsteinbau des Pfandhauses. Vor der Tür standen schon die Käufer. Menschen aus den unteren Einkommensschichten zumeist, aber auch finanziell besser gestellte Personen, die darauf hofften, ein Schnäppchen zu machen.
Einen Parkplatz fanden wir natürlich nicht. Mir blieb nur die Einfahrt, deren Durchfahrt Unbefugten nicht gestattet war. Ich sah mich als befugt an, fand auf dem trotz des Sonnenlichts düsteren Hof noch einen Platz und stellte den Rover ab.
Kaum waren wir ausgestiegen, kam auch schon ein Mann im grauen Kittel heran, winkte mit beiden Händen und bedeutete uns, dass hier kein Parkplatz wäre.
»Wir müssen aber hier parken«, erklärte ich ihm und zeigte ihm den Ausweis.
»Na und?«
»Können Sie lesen?«
»Sind Sie dienstlich hier?«
»So ist es.«
»Gut, dann mache ich eine Ausnahme. Fahren Sie den Wagen aber zur Seite, Sie versperren sonst den Weg.«
»Das hätten wir sowieso getan.« Er ging, ich ließ den Rover bis dicht an eine Mauer rollen und stieg aus.
Suko hatte auf mich gewartet, bewegte den Kopf kreisförmig und nickte in die Runde. »Sieht schon imponierend aus«, meinte er und räusperte sich. »Was sagst du dazu?«
»Ja, das ist allerhand.«

Er strich über sein Gesicht. »Sollen wir hineingehen? Wenn ja, wo? Vorn oder hinten?«

»Am besten von vorn.«

Suko blieb stehen. »Wollten wir nicht mit dem Chef von diesem Laden hier sprechen?«

»Ja, stimmt.«

»Siehst du. Wenn du mich nicht hättest.«

Der Chef war nicht zu sehen. Ich holte mir den Graukittel heran und erhielt von ihm eine nachdenkliche Antwort. »Also ich will ja nichts sagen, aber Mr. Denkford ist an Tagen wie diesen immer unheimlich beschäftigt, wie Sie sich denken können.«

»Zwei Minuten wird er für uns opfern müssen.«

»Ja, ja, immer die Bullen.«

»Was sagten Sie?«

Der Graukittel grinste breit. »Nichts, ich glaube, ihr habt euch verhört.«

»Ist auch besser so.«

Wir fanden einen schwitzenden, aufgelösten und telefonierenden Brian Denkford in seinem Büro, wo er den Hörer mit der Rechten hielt und mit der Linken wild gestikulierte. Er sah uns, wollte ein »Raus!« schreien, als ich ihm den Ausweis vor die Nase hielt.

Er las, beendete das Gespräch und haute wütend den Hörer auf den Apparat. »Jetzt hören Sie mir mal zu. Was ich hier versteigere, ist saubere Ware, klar? Ich habe es nicht nötig, mich mit Hehlerzeug abzugeben.« Er zielte mit der Spitze eines Kugelschreibers auf uns.

»Außerdem arbeite ich mit der Polizei zusammen. Die Stücke sind fast alle von ihren Kollegen abgesegnet. Tun Sie mir einen Gefallen, und reden Sie später mit mir.«

»Sorry, Mr. Denkford, aber es geht nicht um irgendwelche Hehlerware. Wir sind aus einem anderen Grund hier.«

»Ach ja? Weshalb denn?«

»Es geht um einen Toten. Er heißt Donald Quinn und war Ihr Mitarbeiter. Der Mann verstarb in der vergangenen Nacht. Ich war zufällig dabei und hörte, dass er kurz vor seinem Lebensende noch das Wort Koffer flüsterte.«

Brian Denkford blickte mich an wie ein unbegabter Nichtmathematiker, dem jemand die Integralrechnung zu erklären versuchte.

»Moment, noch einmal. Sie haben behauptet, dass mein Mitarbeiter gestorben sei?«

»Ja, Mr. Quinn.«

»Der war tatsächlich hier.«

»Wie schön. Jetzt lebt er nicht mehr. In der vergangenen Nacht starb er, als er von einer Feuerleiter stürzte. Haben Sie das richtig gepackt,

Mister?«
»Mittlerweile ja. Und er sprach von einem Koffer? War das sein letztes Wort?«
»Richtig.«
»Was kann er damit gemeint haben?«
»Das möchten wir gern von Ihnen wissen, Mr. Denkford. Wie sieht es bei Ihnen aus? Wie viele Koffer sind hier vorhanden? Können Sie uns darüber etwas sagen?«
»Hunderte vielleicht.« Er lachte laut. »Was meinen Sie, was wir an Gepäckstücken versteigern…«
»Es geht um einen bestimmten«, sagte Suko.
Denkford fuhr herum. »Dann sagen Sie mir, um welchen es denn geht, verdammt!«
»Das wissen wir nicht.«
Er wollte lachen, doch dazu fehlte ihm der Humor. Statt dessen schlug er die Hände vor dem Gesicht zusammen. »Das kann doch nicht wahr sein. Sie kommen hier herein und wollen…«
»Nur den Koffer.«
Er schlug mit der flachen Hand auf seinen Schreibtisch. »Es gibt hier Hunderte von Koffern, begreifen Sie das doch endlich! Ich kann sie nicht alle durchwühlen.«
Suko deutete auf einen Monitor. »Sie meinen nicht, dass es der Computer schafft? Dort sind doch alle Gegenstände gespeichert, wenn ich mich nicht irre.«
»Ja«, er nickte heftig, »auch die Koffer. Wenn Sie mir jedoch keinen Anhaltspunkt geben, kann ich nichts für Sie tun. Das ist nun mal so, dabei bleibt es auch.«
»Sie selbst haben keinen Verdacht?«
Denkford schaute Suko an. »Wie sollte ich?«
»Dürfen wir uns bei Ihnen denn umschauen?«
»Bitte, bitte«, rief er laut. »Dagegen habe ich überhaupt nichts. Schauen Sie, was Sie wollen und wie viel Sie wollen. Wir haben nichts vor den Augen der Polizei zu verbergen.«
»Wann beginnt die Versteigerung?« fragte ich.
»In einigen Minuten. Sie halten mich auf.«
Den Wink verstanden wir, nickten noch einmal und verließen das Büro des Hektikers in dem Augenblick, als sich das Telefon mit schrillem Läuten meldete.
Suko fragte: »Willst du dich in den Lagerhallen nach irgendwelchen Koffern umsehen?«
»Hat es Sinn?«
»Weiß nicht. Vielleicht werden ja auch einige von den Dingern versteigert.«
»Richtig, Alter. Und wir sehen uns die Leute genauer an, die sich für

Koffer interessieren.«

Einen Blick in die große Halle riskierten wir schon. Es waren mehrere Hallen. Was sich da in den Regalen stapelte, darüber konnten wir nur die Köpfe schütteln.

Auch hier bemerkten wir eine gewisse Hektik. Die Arbeiter fuhren mit ihren Gabelstaplern umher, als gelte es, einen Weltrekord aufzustellen.

Durch eine Seitentür gelangten wir in den Raum, wo die Versteigerung stattfand. Der Auktionator war schon anwesend. Er stand hinter seinem Pult und redete mit Denkford. Im Gegensatz zum Chef des Pfandhauses war er klein, auf seinem Kopf wuchsen fast keine Haare mehr, und die wenigen verteilten sich über den Ohren als dunkler, halbrunder Schatten. Der Mann trug einen braunen Anzug mit feinen Streifen. Der Schnitt war unmodern. Auf der Knollennase, die zu seinem runden Gesicht passte, klemmte eine randlose Brille.

Denkford sah uns und flüsterte dem Auktionator etwas zu. Der drehte kurz den Kopf. Durch die Brillengläser warf er uns prüfende Blicke zu, stellte aber keine Fragen.

Die Auktionshalle hatte sich schon fast gefüllt. Die Stühle waren fast alle besetzt. Wer jetzt noch kam, musste mit einem Stehplatz an den Seiten vorlieb nehmen, was nicht ungewöhnlich war, denn niemand kümmerte sich darum.

Aufsichtspersonal entdeckten wir ebenfalls. Es waren Männer in grauen Kitteln, die rechts rote Armbinden trugen. Wir hatten Stehplätze und lehnten uns an die Wand. Dabei standen wir nicht sehr weit vom Pult entfernt. Uns fiel auf, dass Denkford immer öfter zur Uhr schaute. Aus irgendeinem Grunde war er noch nervöser geworden und wischte auch oft durch sein Gesicht.

Dann kam er zu uns.

»Können wir Ihnen helfen, Mr. Denkford?« fragte Suko.

»Ich weiß nicht, kann sein.« Er schluckte und blickte sich dabei um. »Es geht um meine Sekretärin, Miss Taylor. Haben Sie sie vielleicht gesehen oder mit ihr gesprochen?«

Suko schüttelte den Kopf. »Sorry, aber wir kennen diese Dame nicht.«

»Tja, das hatte ich mir gedacht. Komisch, nach Dienstbeginn sprach ich noch mit ihr.«

»Haben Sie Miss Taylor denn weggeschickt?« erkundigte ich mich.

»Ja, sie sollte noch die gestern eingetroffenen Versteigerungs-Gegenstände auflisten.«

»Hat sie das getan?«

»Ich hoffe, die Liste habe ich noch nicht bekommen. Ich schickte sie ins Lager.«

»Dann würde ich dort mal nachsehen«, schlug ich vor.

»Keine Zeit. Jedenfalls vielen Dank.« Er drehte sich um und hastete

auf einige Arbeiter zu, um ihnen letzte Anweisungen zu geben. Die zu versteigernden Gegenstände wurden durch offene Schiebetüren an den Seiten in die Halle geschafft.

»Seltsam, nicht?« fragte Suko.

»Was?«

»Das mit der Sekretärin.«

Als ich seinen Blick sah, musste ich grinsen. »Wie du schaust, muss ich davon ausgehen, dass du mehr dahinter vermutest.«

»So ähnlich.«

»Sollen wir eingreifen?«

Suko lächelte. »Besteht Grund? Ich frage mich, wie spannend eine Versteigerung sein kann.«

»Wir wollen nichts kaufen, andere schon.«

»Wie wäre es, wenn wir in die Lagerräume gehen? Möglicherweise entdecken wir nicht nur eine Sekretärin, sondern auch einen Koffer.«

So eilig wie Suko hatte ich es nicht. Zumindest den Beginn der Versteigerung wollte ich abwarten.

Der Anfang verzögerte sich, weil Brian Denkford den Nervösen spielte und auch weiterhin auf den Auktionator einredete. Der ärgerte sich inzwischen ebenfalls und deutete einige Male auf seine Uhr. Wie der Streit auch ausgehen mochte, mich kümmerte er nicht.

Noch einmal schaute ich über die Köpfe der Anwesenden hinweg auch auf die andere Seite hin, wo ebenfalls Zuschauer an den Wänden lehnten.

Ein Mann fiel mir auf, sein Gesicht stach mir förmlich in die Pupillen. Zwar bewegte sich der Mann jetzt von einer offenen Tür weg und stand damit nicht mehr im Lichtschein, aber ich war sicher, mich nicht getäuscht zu haben.

Den Kerl kannte ich. Persönlich hatte ich mit ihm noch nie zu tun gehabt, aber sein Name war in unseren Kreisen ein Begriff. Er hieß Terry Boone. Wegen seiner bleifarbenen Haare wurde er in bestimmten Kreisen auch der Graue genannt.

Unwillkürlich ballte ich die Hände, als ich im Geiste die Liste einiger seiner Vorstrafen Revue passieren ließ. Da kam einiges zusammen.

Raub stand an erster Stelle. Bankraub, Raub bei einem Juwelier, und immer hatte er geschossen. Die Kollegen hatten Terry Boone nie fangen können, er war im Großstadtdschungel wie ein Wolf, der jedes Versteck kannte. Ein eiskalter Typ, der über Leichen ging, wenn es für ihn zum Vorteil war. Suko hatte die Veränderung an mir bemerkt. »Was hast du, John?«

»Ich habe Terry Boone gesehen.«

»Hier?«

»Klar.« Suko pfiff durch die Zähne. »Das kann fast nicht wahr sein. Hast du dich auch nicht getäuscht?«

»Nein.« Ich nickte über die Sitzenden hinweg. »Er hielt sich an der anderen Seite auf.«
»Wo denn?«
»Jetzt ist er weg.« Suko lächelte schmal. »Wo soll er denn hingegangen sein? Was gibt es für einen Typ wie ihn hier zu holen?«
»Keine Ahnung.«
»An der Versteigerung wird er sich bestimmt nicht beteiligen.«
Der Inspektor räusperte sich. »Vielleicht hast du dich doch getäuscht.«
»Nein, er war es. Außerdem beteiligen wir uns auch nicht an der Versteigerung. Denk daran, hier wird cash gezahlt. Da kommt eine erkleckliche Summe zusammen, die auch Boone reizen kann.«
»Wenn du es so siehst, muss ich dir recht geben.«
»So und nicht anders.«
»Was machen wir?«
»Boone muss sich in den hinteren Hallen aufhalten«, murmelte ich.
»Ich werde mal nachsehen. Wie ich den kenne, bereitet er sich bestimmt auf seinen Coup vor.«
»Da man dich ja bekanntlich nicht allein lassen kann, werde ich dich begleiten.«
»Bleib du hier. Wenn der Koffer versteigert wird…«
»Von dem keiner weiß, wie er aussieht…«
»Trotzdem, Suko. Achte auf die Koffer. Wenn dir etwas auffällt, schreite ein.« Er lachte. »Du hast wirklich Humor. Okay, einverstanden. Bleib nur nicht zu lange weg, sonst werde ich ungeduldig.«
»Nein, nein, keine Sorge.« Als der Auktionator mit dem Hammer auf sein Pult schlug und die ersten Worte ins Mikrofon sprach, machte ich mich auf den Weg in die Lagerräume…

***

Eine bleiche Totenhand…
Helen Taylor konnte kaum glauben, was aus dem Kofferspalt kroch. Eine Klaue mit dicken, dennoch geschmeidigen Fingern. Aus dem Gelenk wuchs die Hand hervor, und sie knickte etwas nach vorn hin ab wie eine welkende Blume.
Aber sie fiel nicht. Der untere Arm blieb im Spalt zwischen den beiden Hälften klemmen. Die Hand selbst bewegte sich, und Helen starrte wie hypnotisiert die Fingernägel an, die wie poliert aussahen.
Helen Taylor verstand die Welt nicht mehr. Wer war diese Gestalt im Koffer? Vor allen Dingen, wie war sie dort hineingekommen? Von der Größe her fasste er keinen Menschen, auch wenn er so wuchtig aussah. Es sei denn, darin steckte ein Zwerg oder ein Liliputaner.
Eigentlich hätte sie schreien sollen. Statt dessen tat sie nichts. Helen

stand nur da, den Mund geöffnet, und sie kam sich dabei vor, als hätte ihr jemand Papier in den Rachen, gestopft, so schwer fiel es ihr, Atem zu holen.

Das Gesicht war nicht mehr als ein blasses Etwas, vergleichbar mit der Farbe der Totenhand.

Irgendwann gelang es ihr, tief einzuatmen. Die Furcht aber blieb, und sie spürte deutlich das Zittern in ihren Knien. Jeden Augenblick konnte sie zusammenbrechen. Sie schwankte bereits, obwohl sie sich nicht bewegte, aber sie schaffte es, sich auf den Beinen zu halten.

Als hätte sie alles genau geahnt. Die Furcht davor, das Lager zu betreten, dieses ungute Gefühl, das Würgen in der Kehle, all das hatte sich als begründet herausgestellt.

Helen fiel ihr Chef ein. Ob er davon gewusst hatte, was dieser Koffer für einen Inhalt barg?

Bestimmt nicht, dann hätte er sie jedenfalls nicht gehen lassen.

Sie waren beide reingelegt worden, von wem auch immer. Hier spielte jemand im Hintergrund mit, den man nicht unterschätzen durfte.

Die Hand ließ sie nicht aus den Augen, als sie sich der Tür näherte. Noch immer hing sie in einer Lage aus dem Spalt, als würde sie jeden Moment abbrechen. Dabei bewegte sie sich noch, allerdings nur die Finger, die in verschiedene Richtungen wiesen und auch in unterschiedlicher Höhe abstanden, als wollten sie Helen mit diesem Zeichen verhöhnen.

Sie merkte, dass die Starre von ihr abfiel. Jetzt wollte sich ihre Angst freie Bahn verschaffen. Sie spürte den Schrei, der bald aus ihrer Kehle dringen würde. Sie musste einfach schreien, auch wenn es nicht passte. Gerade jetzt nicht, wo sie bei der Auktion benötigt wurde und Denkford bestimmt schon durchdrehte.

Schreien, nur schreien, nur…

Sie ging noch weiter zurück, holte tief Luft, blähte sich förmlich auf und…

Der Druck war auf einmal da. Hart, gemein und brutal stach etwas in ihren Rücken. Dann hörte sie die Stimme. »Wenn du dich einmal falsch bewegst, Lady, erschieße ich dich…«

Helen Taylor hatte die Stimme nie zuvor gehört. Ein Mann hatte hinter ihr geflüstert und seine Worte so drohend ausgesprochen, dass ihr nichts anderes blieb, als zu gehorchen. Sie musste still sein, sie durfte sich nicht rühren. Dass sie es schaffte und dabei zischend ausatmete, kam ihr selbst wie ein kleines Wunder vor.

»Geh wieder vor!«

Der Unbekannte hinter ihr sprach nur flüsternd. Für Helen hörte es sich an wie das Zischen einer kampfbereiten Klapperschlange.

Ihre Knie zitterten, die Beine wollten das Gewicht kaum halten, als

sie über den Boden schlurfte und abermals der Theke entgegen schritt, auf der dieser ungewöhnliche Holzkoffer mit seinem makabren Inhalt lag.

Plötzlich war der Druck aus ihrem Rücken verschwunden.

Gleichzeitig erklang wieder die warnende Stimme des Unbekannten. »Ich habe dich ständig vor der Mündung, Süße. Versuch keine Tricks, sonst pumpe ich dich mit Blei voll.«

Helen nickte. Sie bewegte dabei ihren Kopf so hektisch und hölzern, als wäre sie eine Puppe. Schweiß glitt in Tropfen über ihre Stirn, die Angst würgte wieder, sie hörte die fast lautlosen Schritte des Mannes und konnte ihn endlich sehen, wie er hinter den langen Tresen ging und sich hinter dem Koffer aufbaute.

Zuerst fiel ihr das bleigraue Haar auf. Ein dunkelgraues Haar, in der Farbe so wirkend, als wäre es gefärbt. Das Gesicht des Mannes zeigte eine gewisse Macho-Härte. Kalt und gleichzeitig verbissen.

Der Mund war verzogen, die Augenbrauen ebenfalls, sie schienen über der Nase zusammenwachsen zu wollen. Hochstehende Wangenknochen ließen die Haut gespannt aussehen. Der Fremde trug einen leichten Pullover und ein dunkles Jackett darüber. Das alles war normal. Als weniger normal empfand sie die Waffe in seinen Händen.

Selbst hatte sie ein solches Ding noch nicht in der Hand gehalten, aus Filmen allerdings wusste sie, wie eine Maschinenpistole aussah.

Und mit einer derartigen Waffe hatte sich der Bleigraue ausgerüstet. Er stand dicht hinter dem Koffer und zielte mit der Mündung und einem Teil des Laufs über den Deckel hinweg. In seinen Augen regte sich nichts. Sie sahen aus wie kalte, schwarze Tintenflecken.

»Und jetzt geh näher an den Koffer heran, Lady.«

»Wie… wieso?«

»Geh schon.«

»Und was dann?«

»Ich hasse es, wenn jemand zu viele Fragen stellt!« erklärte er kalt. »Geh vor.«

O Gott, nein, dachte sie. Wenn mich die Klaue berührt, das das überlebe ich nicht. Wie viel Druck konnte denn ein Mensch aushalten, ohne durchzudrehen? Der Bewaffnete hinter dem Koffer stand dort wie eine Eins. Er bewegte sich nicht, trotzdem schwankte er. Es lag wahrscheinlich an ihr, dass sie den Kerl so sah. Ihre Nerven waren überreizt, der Herzschlag hatte sich verdoppelt.

Obwohl Helen es nicht wollte, ging sie. Die Furcht vor dem Mann mit der Waffe war stärker. Hilfe konnte sie nicht erwarten, sie wollte es auch nicht. Wäre jemand gekommen, hätte der Kerl geschossen…

Den Blick hielt sie nach unten gerichtet. Nicht auf den Boden, der Koffer mit der Hand bannte sie. Noch immer schaute die Klaue in einer Haltung zwischen den beiden Teilen hervor, als wollte sie jeden

Augenblick abbrechen.
Es konnte auch sein, dass ein Handschuh über die Finger gezogen worden war, dem man kurzerhand Fingernägel aufgemalt hatte. Dicht davor blieb sie stehen. Über den Koffer hinweg schwang ihr das zischende Atmen des Mannes entgegen.
»So, und jetzt geht es weiter, Lady. Fass die Hand an und drücke sie wieder zurück in den Koffer.«
»Nein!«
Er hob die Waffe um eine Idee und fragte: »Hattest du etwas gesagt, Lady?«
»Ich… ich kann nicht.« Sie sprach die Worte gequält. Die Brillengläser waren beschlagen, deshalb nahm sie den Fremden nur, als verschwommenes Etwas wahr.
»Was kannst du nicht?«
»Ich kann sie nicht anfassen. Es ist unmöglich, Sir. So glauben Sie mir doch.«
»Aber du kannst sterben, Süße oder? Ich bin wegen dieses Koffers gekommen. Also mach hier keinen Zirkus! Schieb die Hand wieder zurück!«
Die junge Frau nickte gegen ihre Überzeugung. Sie streckte ihren rechten Arm aus. Ihre Hand zitterte. Sie trommelte quasi mit den Knöcheln gegen die Wand des Koffers, ohne dass sie etwas dafür konnte.
Um eine Idee schob sie ihre Rechte nach links, dann konnte sie die Finger berühren.
Kalt waren sie, nicht so wie Eis, aber fast. Gleichzeitig dick und irgendwie teigig. Wenn sie die Haut zusammendrückte, hatte sie tatsächlich das Gefühl, Teig anzufassen. Helen hielt die Klaue am Handgelenk fest. Sie traute sich einfach nicht, die Finger zu berühren, aus Angst, dass diese zuschnappen konnten.
Der Spalt war zu klein. Um die Klaue in den Koffer schieben zu können, musste sie den Deckel anheben, erst dann hatte sie genügend Platz zur Verfügung.
»Na, mach schon, wir haben hier nicht ewig Zeit.«
Helen hörte die Stimme wie aus weiter Ferne. Sie hatte den relativ schweren Deckel etwas angehoben und wollte nicht in den Koffer hineinschauen. Die eine Hand reichte ihr. Nur nicht noch mehr sehen! Wer konnte schon sagen, was sich in dem Koffer alles verbarg. Noch immer hielt sie den unteren Arm am Handgelenk.
Sie brauchte ihn nur etwas zurückzudrücken.
Da bewegten sich die Finger!
Als wäre es ihre letzte Chance, so hastig und schnell stopfte Helen die Klaue in den Koffer, ließ den Deckel los, der sofort nach unten fiel.
Der Fremde mit der Waffe lachte. »Das war hervorragend, Lady, das

hast du gut gemacht.«
»Dann… dann will ich gehen!«
Der Unbekannte lachte nur. »Gehen? Verschwinden? Ich glaube, ich spinne. Nein, Lady, das kommt nicht in Frage. Du wirst hier bei mir bleiben, wir beide haben noch einiges vor.«
»Was denn?«
»Schließ erst einmal den Koffer ab!«
»Ich habe keinen Schlüssel.«
»Du brauchst die Verschlüsse nur nach unten zu drücken, das ist alles, Lady.«
»Ja, natürlich.« Sie nickte. Mit den Daumenkuppen drückte sie die beiden Metallverschlüsse herab. Es klang irgendwie beruhigend, als sie einrasteten.
Auch der Fremde war zufrieden. Ohne ein Wort zu sagen, setzte er sich in Bewegung und verließ seinen Platz hinter der Theke. Die Maschinenpistole hielt er lässig. Er drückte den Kolben in seine Armbeuge, der Finger lag immer am Abzug. Seine Augen bewegten sich. Dieser Mann hielt alles unter Kontrolle.
Helen Taylor roch sein scharfes Rasierwasser, als er neben ihr stehen blieb und sich vorbeugte. »Wir beide werden diese gastliche Stätte jetzt verlassen. Nimm den Koffer und geh schön langsam vor mir her, Lady. Aber keine Tricks.«
»Wo soll ich denn hingehen?«
»Nach draußen, Lady. Du kennst sicherlich genügend Ausgänge, die nicht so frequentiert sind. Klar?«
»Wenn Sie meinen.«
Er lachte laut. »Das meine ich nicht nur, das ist so. Ich habe hier das Sagen.«
»Wir müssen durch das Lager.«
»Das weiß ich.«
»Und wenn uns jemand entgegenkommt?«
»Ist es sein Pech.« Er fügte ein so kaltes Lachen hinzu, dass Helen fröstelte. Sie spürte wieder den Druck an ihrem Rücken. Zunächst oben, dicht unter dem Hals, dann ließ der Mann die Mündung an ihrem Körper herab in die Tiefe rutschen, so dass sie einen Schauer verspürte, der sich wie kleine Eisklumpen festsetzte.
»Geh vor, Lady!«
Sie setzte sich in Bewegung. Behutsam, als müsste sie noch einmal das Laufen lernen. Zitternd und schwer atmend. Dabei überlegte, sie fieberhaft, wohin sie diesen Fremden führen sollte. In der Tat standen mehrere Ausgänge zur Verfügung. Seitentüren, schmal, nur für das Personal gedacht, wenn es große Umwege vermeiden wollte.
Den Koffer musste sie ebenfalls tragen. Nach dem dritten Schritt, sie hielt ihn am Griff gepackt, rutschte er vom Tisch, und sie hörte es in

seinem Innern poltern.

Der Gegenstand rollte praktisch durch den Koffer und stieß irgendwo gegen den Rand. Helen dachte über das Geräusch nach.

Wenn sie ehrlich sein sollte, konnte sie sich kaum vorstellen, dass ein Körper im Koffer lag. Nein, das war unmöglich. Das war ein anderer Gegenstand. Ihr kam der Gedanke, es mit einer Kugel zu tun zu haben.

Sie hielt den Koffer fest. Zwischen Griff und Handfläche hatte sich ein dünner Schweißfilm gelegt. Wenn sie die Hand zu stark bewegte, rutschte der Griff, als wäre er mit Schmierseife eingerieben worden.

Und so ging sie weiter. Ihr Ziel war die Tür, die sie weiter öffnen musste.

»Und noch eines, Lady. Versuch keine Tricks. Wenn du um Hilfe schreist, bist du verloren, dann schlage ich zu. Für dich reicht eine Kugel an der richtigen Stelle.«

»Ja, ich weiß.«

»Dann werden wir wohl klarkommen.«

Helen hatte die Tür aufgezogen. Vor ihnen lag die große Lagerhalle mit ihren haushohen, voll gestopften Regalen. Zum eigentlichen Auktionssaal musste sie nach links gehen. Dort waren die Türen zum Lager hin nicht geschlossen. Sie hörte die stets etwas blechern klingende Stimme des Auktionators, die bis in die Halle schallte. Der Mann versteigerte zuerst die größten Teile. Es ging dabei um eine Einbauküche, die aus irgendwelchen Gründen den Weg zur Versteigerung gefunden hatte.

Ansonsten war die Halle leer. Jedenfalls konnte Helen keinen der Arbeiter entdecken, obwohl sie wusste, dass sich die Männer auch während der Versteigerung im Lager aufhielten, denn sie sorgten für Nachschub. Die Gegenstände waren schon zuvor bereitgestellt worden. Sie mussten nur noch in den Versteigerungsraum geschafft werden.

Auch ein gewisses Summen hörte sie. Helen kannte das Geräusch. Es waren die Reifen der Gabelstapler. Angst stieg in ihr hoch und erreichte die Kehle. Wenn der Fahrer um eine bestimmte Ecke bog und in den Gang rollte, würde er den Mann mit der Maschinenpistole sehen.

Dem blieb anschließend nichts anderes übrig, als zu feuern, denn Zeugen konnte er nicht gebrauchen.

Sie war stehen geblieben. Plötzlich kam ihr der Koffer doppelt so schwer vor. Hinter sich hörte sie das Flüstern des Fremden. »Jetzt kann der andere nur beten.«

Sekunden vergingen. Das Summen der Räder steigerte sich nicht.

Der Stapler rollte vorbei. Zwei Quergänge weiter wurde er ziemlich schnell gefahren und war nur noch ein Schatten.

Der Graue lachte leise. »Da hast du ja Glück gehabt, Lady. Verdammtes Glück.«

»Ja, ich weiß.«
»Wohin jetzt?«
»Wir müssen nach rechts gehen.«
»Und wie weiter?«
»Im, im Hintergrund der Halle gibt es eine schmale Tür. Die müssen wir nehmen.«
»Schön. Wo landen wir?«
»Auf dem Hof.«
Der Graue nickte, was Helen nicht sehen konnte. »Dann sei doch mal so nett und geh so langsam vor wie immer. Noch etwas. Pass auf den Koffer auf! Du kannst dir nicht vorstellen, wie wertvoll er ist.«
Helen Taylor wusste nicht, woher sie den Mut nahm, die nächste Frage zu stellen. »Was befindet sich denn darin?« hauchte sie.
Da hörte sie das Lachen. »Was der Koffer enthält? Etwas sehr Interessantes, Lady, etwas sehr Interessantes. Ich würde dir jedoch nicht raten, nachzusehen. Es könnte möglicherweise tödlich für dich enden, verstehst du…?«
Sie nickte und spürte tatsächlich, dass sich in dem Koffer etwas bewegte. Ihre Gänsehaut nahm noch zu…

***

Verloren kam ich mir vor, als ich zwischen den ersten hohen Regalen stehen blieb. Die Halle war haushoch gebaut worden. Unter der Decke brannten starke Lampen, die ihr Leuchtstoffröhrenlicht wie helle, inselartige Flecke verteilten.
Der Boden bestand aus gestrichenem Beton, und in den einzelnen Regalen stapelten sich die Waren. Was da alles lag, darüber konnte ich nur staunen. Es war wirklich sagenhaft, und all die Dinge würden irgendwann zur Versteigerung freigegeben, falls man sie nicht vor dem angesetzten Termin einlöste.
Die Stimme des Auktionators empfand ich als quäkend und gleichzeitig langweilig. Man hörte dem Mann an, dass er seinen Part nur einfach herunterrasselte, ohne dabei innerlich beteiligt zu sein. Dem machte der Job wohl keinen Spaß mehr. Ich hätte auch keine Freude daran empfunden, eine Küche zu versteigern.
Ein Summen unterbrach meine Gedanken. Es ertönte von links.
Ein Ungeheuer schob sich durch den Gang. Die vorgestreckten, stählernen Arme transportierten eine Platte, auf der rot lackierte Küchenmöbel standen.
Ich ging zur Seite und erntete noch einen wütenden Blick des Fahrers, als der Stapler an mir vorbei rollte. Seine langen, breiten Stahlzinken konnten zu gefährlichen Waffen werden. Mir fiel ein Fall in New Orleans ein, als ich von einem Gabelstapler durch eine riesige Obsthalle gejagt worden war und mit viel Glück entkam.[1]

Der Stapler verschwand, nachdem er in eine große Linkskurve gefahren war. Auch ich ging weiter.

Es war Terry Boone, der Graue. Ich hatte ihn gesehen, und davon ließ ich mich nicht abhalten. Was er allerdings auf dieser Versteigerung zu suchen hatte, das wussten die Götter. Ich jedenfalls konnte mir keinen Grund vorstellen, bis auf einen: Er interessierte sich für den Koffer!

Daran musste ich denken. Quinn hatte im Angesicht des Todes bestimmt nicht gelogen. Es musste diesen Koffer geben, und er musste auch eine bestimmte Bedeutung haben. Ob es dabei nur um ihn ging oder besonders um seinen Inhalt, konnte ich nur raten.

Die Stimme des Auktionators nahm an Lautstärke ab, je weiter ich mich entfernte. In dieser Lagerhalle konnte man sich verlaufen, so groß war sie. Die Gänge bildeten zueinander rechte Winkel. Es roch an manchen Stellen ziemlich muffig, als wären bestimmte Waren mit Mottenpulver gepudert worden.

An der Lederabteilung ging ich vorbei. Sie erinnerte mich wieder an den Koffer. Auch ein solches Gepäckstück bestand aus Leder.

Unwillkürlich ließ ich meine Blicke an der hohen Regalfront entlang gleiten und sah die zahlreichen Koffer, Taschen und Tragebeutel, die irgendwann versteigert werden sollten.

Ob sich der bewusste Koffer auch darunter befand? Ich blieb stehen, da mich der Anblick der Koffer besonders interessierte.

Wenn er magisch angehaucht war, hätte möglicherweise mein Kreuz mit einer leichten Erwärmung reagiert.

Es blieb kalt. Demnach konnte ich davon ausgehen, dass sich keine fremde Magie in meiner Nähe aufhielt und die etwas verstaubt wirkenden Ledersachen normal waren.

Ein magischer Koffer! Gab es ihn? Wenn ja, was enthielt er? War es vielleicht der Koffer eines Zauberers? Hatte er einmal einem Magier gehört und war möglicherweise aus einem fernen Land über irgendwelche dunklen Wege nach London gelangt?

Und was hatte Terry Boone mit ihm zu tun? Er wollte mir einfach nicht aus dem Kopf. Ein Mann wie er ging nicht auf eine Versteigerung, um bei irgendwelchem Plunder mitzubieten. Der hatte andere Gründe.

Weil ich damit rechnete, Boone in dem Lager zu finden und weil ich seine Gefährlichkeit kannte, reagierte ich so vorsichtig und überlegte mir jeden Schritt.

Besonders an den Kreuzungen der Gänge gab ich acht. Sie waren leer. Ich sah auch keine Lagerarbeiter, die hier ihren Dienst versahen. Die Waren mussten schon in die Nähe der Versteigerungshalle geschafft worden sein.

Auf meinen Armen lag eine Gänsehaut. Es war eine andere Kühle, die

dafür verantwortlich war. Möglicherweise eine Ahnung. Ich besaß zwar keinen sechsten Sinn, allerdings war mein Gefühl für bestimmte Gefahren ziemlich gut ausgebildet.

Noch immer stand ich an dieser schmalen Kreuzung. Die Gänge waren immer noch leer. Ich ging den breitesten weiter und hielt den Blick schon auf die nächste Kreuzung gerichtet.

Auf halber Strecke hörte ich es. Der Klang von Schritten erreichte meine Ohren. Sie waren nicht forsch gesetzt worden, eher schleichend und vorsichtig. Als würde ein Dieb durch die Halle gehen.

Möglicherweise sogar mit einem Koffer.

Es war seltsam, aber ich kam davon einfach nicht los. Von der rechten Seite her waren die Echos an meine Ohren gedrungen.

Wenn ich weiterging, würde ich die betreffende Person bestimmt an der nächsten Gangkreuzung treffen.

Oder waren es mehrere Personen? Wenn ich genau hinhörte, glaubte ich an den kleinen Unterschied. Ja, das mussten mindestens zwei Personen sein. Ich überlegte. Terry Boone war allein gegangen. Konnte es sein, dass er sich hier mit einem Helfer getroffen hatte?

Auf einmal drängte die Zeit. Ich suchte nach einem Versteck, weil ich das Gefühl hatte, dass mich der oder die anderen auf keinen Fall sehen sollten.

Für mich kamen nur die Regale in Frage, aber die waren in Höhe des Bodens voll gestopft. Zum Glück ist Leder weich. Ich schaffte es, mich zwischen Taschen und Koffer zu zwängen und duckte mich dabei noch. Jetzt hieß es abwarten.

Noch tat sich nichts, nur die Schritte hörte ich. Über den Rand des größten Koffers schielte ich hinweg. Der Geruch von altem Leder und der eines Pflegemittels kitzelte meine Nase. Hinzu kam der Staub, der sich in den Schleimhäuten festsetzte. Alles, nur nicht niesen müssen, dann war meine schöne Überraschung zum Teufel.

Die Sicht in den Gang hinein war mir versperrt. Ich würde die Personen erst sehen können, wenn sie die Kreuzung erreicht hatten.

Sekunden vergingen, dann sah ich eine schattenhafte Bewegung auf dem Boden, und im nächsten Moment sah ich sie.

Die Frau trug eine Brille, hatte die dunkelblonden Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden, so dass ihr Gesicht noch bleicher wirkte, als es sowieso schon war.

Das hatte seinen Grund.

Hinter ihr sah ich Terry Boone, den eiskalten Gangster. Er hielt eine Maschinenpistole in den Händen, deren Mündung er gegen den Rücken der Frau gedrückt hatte und ihr somit klarmachte, was er sich so vorstellte.

Noch etwas faszinierte mich. In der rechten Hand trug die Frau einen Koffer.

Wer sie war, darüber konnte ich nur spekulieren. Denkford hatte von seiner Assistentin oder Sekretärin gesprochen, die er vermisste.

Wahrscheinlich war es die Dunkelblonde.

Auf der Kreuzung musste sie halten. Blitzschnell zog ich den Kopf zurück und tauchte zwischen die Koffer und Taschen, wobei ich darauf achtete, dass das Leder keine allzu lauten Geräusche abgab und nicht anfing zu knarren.

Es ging alles glatt.

Ich konzentrierte mich. Von der Versteigerung war hier nichts mehr zu hören. Hin und wieder hörte ich die Stimmen der Arbeiter durch die Halle schwingen.

Boone war mit einem misstrauischen Wolf zu vergleichen. Er schaute sich sehr genau um und traf erst einmal keine Anstalten, seinen Weg fortzusetzen.

»Okay.« Sehr schwach erreichte die Stimme meine Ohren. »Okay, Lady, bisher ist alles glatt gegangen. Jetzt werden wir weitergehen. Du weißt ja wohin.«

»Ist gut.«

Ich hörte die Schritte, auch wenn sie behutsam gesetzt wurden.

Bevor ich mich wieder aufrichtete, ließ ich einige Sekunden verstreichen. Dann schaute ich auf die Rücken der beiden.

Der Mann ging nicht direkt hinter seiner Geisel, sondern etwas nach links versetzt. Die Mündung der Waffe hatte er ihr in den Rücken gedrückt. Deutlicher erkannte ich den Koffer. Er wirkte sehr klobig und bestand nicht aus Leder. Es sah aus, als wäre er aus Holz gefertigt. Ein kastenartiger Gegenstand, der bestimmt nicht leicht zu tragen war. Er schwang bei jedem Schritt auf und nieder.

Das also war er!

Trotz meiner eingeklemmten Lage schüttelte ich den Kopf. Damit hätte ich nicht gerechnet. Wenn ich an einen Koffer dachte, dann nur an einen aus Leder, wie ich ihn auch mitnahm, wenn ich verreiste.

Boone ahnte nicht, dass er beobachtet wurde, obwohl er zu den Typen gehörte, die Gefahr rochen. Meine Gedanken überschlugen sich, suchten nach einem Ausweg, denn ich musste die Geisel befreien. Einfach würde es bei einem rücksichtslosen Menschen, wie Boone es war, nicht sein. Der drehte durch, wenn ihn jemand von seinem Vorhaben abhalten wollte.

Wer so durch die Halle schlich, konnte nur ein Ziel haben. Irgendeinen der Ausgänge, die am hinteren Teil der gewaltigen Lagerhalle lagen. Sie würden auf den Hof kommen und…

Wieder hörte ich das Summen. Noch befanden sich Boone und die Frau in meinem Blickfeld. Das Geräusch des fahrenden Gabelstaplers war hinter mir aufgeklungen.

Einer der Arbeiter rollte mit seinem Gefährt durch den breiten Gang

in die Tiefe der Halle hinein. Wenn er so weiterfuhr, würde er Boone und das Mädchen aufspießen.

Sollte ich versuchen, ihn zu stoppen?

Zu spät, der Fahrer drückte auf die Hupe. Ein schriller Ton klang durch die Halle und ließ Boone herumwirbeln. Die Waffe hatte er hochgerissen. Er sah den Stapler. Auch ich zog meine Beretta hervor.

Da huschte das Fahrzeug an mir vorbei, bevor ich noch eine Warnung rufen konnte. Wieder hupte der Fahrer.

Ich löste mich aus meinem Versteck. In Deckung des gelb angestrichenen Fahrzeugs lief ich vor und hinter dem Stapler her.

Plötzlich knatterten die Schüsse. Die verdammten Echos zerrissen die Stille. Ich hörte die Kugeln in das Fahrzeug einschlagen. Ein heller Schrei übertönte selbst das harte Peitschen der tödlichen Waffe.

Ob freiwillig oder nicht, der Stapler wurde abgebremst. Seine Reifen quietschten und hinterließen dicke, dunkle Streifen auf dem Boden. Der Wagen geriet aus seiner ursprünglichen Fahrtrichtung.

Er nahm die Kurve nach links und stieß mit seinen breiten Metallgabeln in die Masse der abgestellten Gegenstände in der unteren Regalhälfte.

Zur anderen Seite hin kippte ein Körper vom Fahrersitz. Der Arbeiter war von den Kugeln erwischt worden. Ich sah, wie er zu Boden schlug. Deutlich war das Blut auf seiner Brust zu erkennen, und ein gewaltiger Zorn erfasste mich.

Boone besaß eine MPi. Damit war er meiner Beretta haushoch überlegen. Ich konnte und wollte nicht ins offene Messer rennen und im Feuerhagel sterben.

Der Stapler stand quer, ziemlich günstig für mich. Wenn ich nahe genug an der Regalfront blieb, reichte er mir als Deckung völlig aus.

Ich huschte auf ihn zu, hörte die Geisel schreien, Boone fluchen und danach ein Klatschen. Wahrscheinlich hatte er die Frau geschlagen.

Ich hatte mich tief geduckt, schob mich langsam näher und warf einen Blick seitlich durch das offene Fahrerhaus.

Beide Personen sah ich. Eingreifen konnte ich nicht, denn Boone hatte aus seiner Lage heraus genau richtig reagiert. Er hielt die Frau als Geisel dicht an sich gepresst, bewegte sich dabei kreisförmig und zielte mit der Waffe ständig in eine andere Richtung.

Die Frau hielt noch immer den Koffer, sie weinte und wurde angefahren. »Hör auf zu flennen!«

Ich konnte mir gut vorstellen, dass die Schüsse gehört worden waren. Bestimmt würden in den folgenden Sekunden noch mehr Menschen auftauchen. Wenn Boone dann durchdrehte, gab es ein Blutbad. Das musste ich unter allen Umständen verhindern.

Die MPi zielte nicht direkt auf die Frau. Er hielt sie zwar noch immer fest, aber nicht mehr so dicht an sich gepresst. Sie befand sich

praktisch einen Schritt hinter ihm, und seine Finger umklammerten ihr Handgelenk.

Mit der Waffe zielte er in den Gang. Aus dem Hintergrund hörte ich Stimmen. Boone duckte sich und vernahm meinen Schrei.

»Weg mit der Waffe!«

Ich hockte hinter dem eisernen Gabelstapler in relativ guter Deckung. Wenn er auf mich feuerte, prallten die Geschosse ab.

Er drückte sofort ab. Dieser Kerl hatte fast keine Schrecksekunde.

Die Garbe peitschte in meine Richtung, ich duckte mich und hörte die tödlichen Hummeln über meinen Kopf hinweg pfeifen. Sie hämmerten hinter mir in die dicht an dicht gestellten Waren des Regals.

»Komm nur, du Hund, wenn du die Verantwortung am Tod der Lady hier übernehmen willst!«

Ich blieb in Deckung und hörte das Schreien der Frau. Es klang schrill durch die Halle. Er schoss wieder.

Querschläger sirrten von dem Stapler davon. Dann hörte ich seine harten Schritte, wechselte meinen Standort und peilte hinter dem halbrunden Heck des Staplers nach vorn in den Gang hinein, wo der Gangster wegrannte. Die Frau zerrte er hinter sich her. Sie konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, musste trotzdem den kantigen Holzkoffer schleppen. Ihr Ziel war eine Tür.

Boone feuerte nicht mehr zurück: Ich schickte ihm auch keine Kugel nach. Die Gefahr, die Geisel zu treffen, war zu groß. Einmal musste ich mich umdrehen.

Mehrere Männer rannten auf mich zu, an der Spitze erkannte ich Suko. Klar, auch er hatte die Schüsse gehört.

»Runter mit ihnen!« brüllte ich. »Sorge dafür, dass sie in Deckung bleiben!«

Wieder erklang das Knattern der Schüsse. Boone hatte die hintere Tür fast erreicht und feuerte noch einmal in den Gang. Ich duckte mich, die anderen Menschen fingen an zu schreien. Die meisten von ihnen lagen am Boden, andere tauchten glücklicherweise rechts und links in die anderen Gänge hinein.

Zwischen Boone und seiner Geisel entstand ein kurzes Handgemenge. Ich hätte gern auf den verdammten Koffer geschossen, doch diese Chance war mir leider nicht vergönnt.

Ein Streifen Tageslicht fiel in den Gang, als es Boone geschafft hatte, die Tür zu öffnen. Dann huschte er ins Freie, wahrscheinlich auf den Hof. Um die Frau kümmerte er sich nicht. Sie lag mit angezogenen Beinen bäuchlings auf dem Boden.

Jetzt riskierte ich es und nahm die Verfolgung auf. Ich rechnete nicht damit, dass Boone noch einmal in den Gang feuern würde.

Wichtig war für ihn die Flucht. Zudem hatte er erreicht, was er

erreichen wollte. Der Koffer befand sich in seinem Besitz.

Für wenige Sekunden unterbrach ich die Verfolgung, da ich mich um die Frau kümmern musste. Es konnte gut sein, dass Boone sie mit einer Kugel erwischt hatte.

Als sie meine harten Schritte hörte, hob sie den Kopf, und mir fiel ein Stein vom Herzen. Sie lebte, war äußerlich kaum verletzt worden und hatte wohl nur einen Schock erlitten. Sie starrte mir aus glasigen Augen entgegen und konnte das Zucken ihrer Lippen nicht vermeiden.

»Der Koffer!« keuchte sie. »Er wollte den Koffer…«

Ich sprang über die Frau hinweg, weil ich sicher war, dass sich Suko um sie kümmern würde. Da waren wir ein perfekt eingespieltes Team. Ich wollte Boone, den Kofferdieb. Über den Inhalt hatte ich bisher nichts erfahren. Möglicherweise konnte mir die Frau später mehr darüber berichten.

Bis zur offenen Hintertür waren es drei Schritte. Ich hatte die Distanz noch nicht überwunden, als ich vom Hof her die Schüsse hörte und auch die Schreie.

Meine Nackenhaare sträubten sich. Dieser Terry Boone ging aufs Ganze. Jetzt drehte er durch und würde keinerlei Rücksicht auf Menschenleben nehmen.

Ich peilte um die Türecke. Von Boone sah ich im ersten Augenblick nicht viel, obwohl mein Blickwinkel günstig war. Dafür hetzten drei Männer quer über den Hof. Andere hatten sich schon unter der Rampe verkrochen. Wieder zerrissen Schüsse die Stille.

Trotz der Helligkeit hatte ich das Aufblitzen gesehen. Boone hockte bereits in einem Fahrzeug. Es war ein kleiner Opel Kadett.

Die Mündung der MPi glotzte aus dem Fenster. Während er startete, schoss er noch einmal.

Diesmal beschrieb das Blei einen Halbkreis. Die Kugeln tanzten auf dem Pflaster, schlugen in die Hauswände, rissen dort Steine heraus und hinterließen kleine Lücken.

Ich musste mich zurückziehen, weil die Garbe in meine Nähe tanzte. Dann heulte der Motor auf. Mit einem raketenähnlichen Start jagte der Verbrecher davon und nahm den verdammten Koffer mit.

Er fuhr einen blauen Kadett. Ich glaubte nicht, dass dieser Wagen schneller war als mein Rover. Deshalb würde ich ihn irgendwann einholen. Er musste nach rechts gefahren sein, denn diese Straße gehörte zu den Einbahnstraßen.

Ich sah es, bevor ich den Rover erreicht hatte, und verfluchte den Geiz und die Sparsamkeit beim Yard. Oft schon hatte ich darum gebeten, kugelsichere Reifen zu bekommen. Jetzt hatte ich den Salat.

Vorderund Hinterreifen waren links zerschossen worden. An der Felge hingen die schwarzen Fetzen.

Wütend schloss ich auf und hängte mich sofort ans Telefon, um eine

Fahndung einzuleiten. Gleichzeitig warnte ich die Kollegen vor dem Fahrer. Die Brutalität des Mannes hatte ich schließlich am eigenen Leibe zu spüren bekommen.

Wie wertvoll musste der Inhalt des Koffers sein, dass Boone dafür über Leichen ging? Quinn hatte es gewusst. Wäre er nur Sekunden später gestorben, hätte ich mehr erfahren.

Ich ging wieder zurück in die Halle. Die Versteigerung war abgebrochen worden. Die zahlreichen Besucher drängten sich in den Gang, ließen zum Glück einen respektvollen Zwischenraum, denn nicht weit vom Stapler entfernt lag einer der Arbeiter in seinem Blut.

Der Mann lebte nicht mehr. Zu viele Kugeln hatten ihn getroffen.

Mit einem harten Ausdruck im Gesicht trat ich näher.

Ich sah Suko zusammen mit Denkford und der Geisel stehen. Die Frau weinte an der Schulter ihres kreidebleichen Chefs, der mich fragend anblickte.

»Tut mir leid, Mr. Denkford«, sagte ich. »Der Mann ist verschwunden und mit ihm der Koffer.«

»Immer dieser verfluchte Koffer.«

»Es war einer aus Holz.«

Denkford starrte mich an. »Den habe ich gestern Abend erst bekommen. Ehrlich.«

»Das glaube ich Ihnen aufs Wort, nur möchte ich mich gleich darüber mit Ihnen unterhalten.«

Er nickte.

Suko fragte: »Hast du die Fahndung eingeleitet?«

»Ja.«

Wir beide hatten laut sprechen müssen, um den Stimmenwirrwarr der Neugierigen zu übertönen. Für mich war die Geisel eine wichtige Zeugin. Ich hoffte, dass sie in der Lage war, reden zu können. Aus den Gesprächen zwischen Denkford und dem Auktionator entnahm ich, dass die Kollegen bereits alarmiert worden waren. »Können Sie reden, Miss…«

»Sie heißt Helen Taylor«, sagte Denkford, »und ist meine Sekretärin.«

»Ah, danke.« Helen hob den Kopf. Ich sagte ihr Sukos und meinen Namen und auch, wer wir waren. Sie zitterte wie Espenlaub. Klar, der Schock saß tief und kam erst jetzt voll durch.

»Können Sie schon berichten?« Sie nickte und schnäuzte ihre Nase.

Dann redete sie mit langsamen und stockenden Worten. Wir erfuhren eine unglaubliche Geschichte. Als sie von der Hand erzählte, brach sie ab und weinte wieder. Wir ließen ihr Zeit. Die anderen Zuhörer hatten große Ohren bekommen und hörten staunend zu.

»Und Sie mussten die Hand anfassen, Helen?« fragte Suko. »Ja, Sir, ja. Man zwang mich dazu.«

»Bitte, versuchen Sie sich daran zu erinnern, wie die Haut gewesen

war. Kalt, warm, dick oder dünn…?«
»Sie war nur kalt.«
»Wie die eines Toten?«
»Ich… ich glaube. Ich habe noch nie die Hand eines Toten berührt. Mein Gott, weshalb quälen Sie mich denn nur?«
»Weil Sie die einzige Zeugin sind. Sie können uns helfen, Menschenleben zu retten.«
»Ich weiß nicht.«
»Die Hand war also kalt«, nahm Suko den Faden wieder auf.
»Und was war noch mit ihr?«
»Teigig!« flüsterte sie. »Diese Klaue war wie ein widerlicher Teig. Ich hatte das Gefühl, sie zusammendrücken zu können. Ich habe mich davor geekelt.«
»Ja, das kann ich verstehen.«
»Wollen Sie noch mehr wissen?« Ich stellte eine Frage. »Hat dieser Mann eventuell über seine weiteren Pläne gesprochen?«
»Nein, das nicht. Er wollte nur den Koffer. Da… darin muss sich ein Zwerg befinden oder ein kleiner Mensch. Ich weiß es aber auch nicht so genau. Ich habe nur die Hand gesehen, bei der die Finger so abknickten, als wollten sie sich jeden Moment von ihr lösen. Das sah schlimm aus, sehr schlimm sogar.«
»Haben Sie auch einen Blick durch den Kofferspalt geworfen? Nur so aus Neugierde?«
Beinahe strafend schaute mich Helen Taylor an. »Ich hatte keine Zeit, neugierig zu sein. Schließlich wurde ich von einer Waffe bedroht, wenn Sie sich erinnern.«
»Entschuldigen Sie.«
»Ja, schon gut.« Die Kollegen trafen ein. Sie waren mit ihren Wagen auf den Hinterhof gefahren. Ich erwartete sie an der Tür.
Natürlich wurde ich erkannt. Die Gesichter verzogen sich entsprechend.
»Keine Sorge, Sie brauchen keine Geister zu jagen, sondern sich nur um einen Toten zu kümmern. Die normale Arbeit einer Mordkommission. Der Mann ist von mehreren Kugeln getroffen worden. Ich habe nichts unternehmen können, war aber Zeuge.«
»Das können Sie dann später zu Protokoll geben.«
»Klar.«
»Sind Sie auch mit Vernehmungen beschäftigt?«
»Wir müssen noch mit einem Mann reden, dem Chef des Pfandhauses. Mehr brauchen wir nicht.«
»Geht klar.« Der Kollege warf mir einen langen Blick nach, bevor er sich abwandte.
Brian Denkford war nervös. Die plötzliche Hektik der Beamten gefiel ihm nicht. Auch die Gaffer wurden wieder zurückgedrängt, weil sie im

Wege standen. »Können wir nicht in mein Büro gehen?« bat er mich.
»Danach hatte ich Sie gerade fragen wollen.« Ich nickte Suko zu, der begriff und Helen Taylor mitnahm.
Im Büro war die Luft noch stickiger geworden. Denkford holte eine Flasche hervor. »Ich muss jetzt einen Harten haben«, sagte er und zeigte uns die Whiskyflasche. »Sie auch?«
»Nein, danke.«
»Du, Helen?«
»Bitte.« Die beiden tranken, und Denkford schaute dabei durch das Fenster auf den Hinterhof. »Ich kann es mir nicht erklären«, murmelte er, das Glas absetzend. »Ich kann es mir einfach nicht erklären, wie die Dinge zusammenhängen.«
»Mit dem Koffer.« Er drehte sich zu mir um. Fast wäre Whisky aus dem Glas geschwappt. »Ja, mit dem Koffer.«
»Wer hat ihn gebracht?« Denkford hob die Schultern. »Wenn ich mich mal an den erinnern könnte«, murmelte er, »aber mir ist eingefallen, dass ich Ihnen vorhin die Unwahrheit erzählt habe. Er steht nicht erst seit gestern Abend hier, sondern schon einige Tage. Ich habe mich in all der Hektik geirrt.«
»Ihr Mitarbeiter ist ja gestorben.«
»Aber nicht durch den Koffer!«
»Doch«, widersprach ich, »sehr wahrscheinlich sogar durch den Koffer. Oder nur durch ihn.«
»Das begreife ich nicht.«
»Sie haben nicht nachgeschaut, was den Inhalt betrifft?« erkundigte sich Suko.
»Nein.«
»Das wundert mich«, sprach mein Freund weiter. »Normalerweise tut man so etwas doch. Ich jedenfalls hätte mich nicht davon abhalten lassen, Mr. Denkford.«
»Da haben Sie recht. Auch ich versuchte es. Nur bekam ich das Ding nicht auf.«
»Und wer brachte ihn?«
»Ein Mann. Er wollte nicht einmal Geld.«
»Haben Sie seinen Namen eingetragen?«
»So ist es üblich. Ich hatte es auch vor, glauben Sie mir. Nur bin ich nicht mehr dazu gekommen, denn der Mann tauchte wie ein Geist auf und verschwand wie ein Geist. Zurück ließ er seinen verdammten Koffer, den ich irgendwann einmal versteigert hätte. Dass ein Toter darin liegen würde, habe ich nicht geahnt.«
»Noch ist nicht sicher, dass der Inhalt aus einem Toten besteht«, widersprach ich.
»Aber die Hand…«
»Sie kann auch einem anderen Wesen gehören. Lassen wir das mal

dahingestellt sein. Wieso hat sich Donald Quinn mit dem Koffer beschäftigen können?«

»Er arbeitete in diesem Lager.«

»Er hatte also Kontakt mit dem Gepäckstück?«

»Klar.« Denkford trank sein Glas leer und hob die Schultern.

»Möglicherweise ist es ihm gelungen, den Koffer zu öffnen oder ein Loch hineinzubohren. Man muss ja mit allem rechnen. Wie gesagt, das nehme ich an. Gesprochen hat er darüber nicht mit mir.«

Ich nickte langsam. »Haben Sie denn eine Veränderung an Ihrem Mitarbeiter festgestellt?«

»Keine.«

»Seine Frau sagte etwas anderes.«

»Die kennt ihn eben besser.«

Suko unterbrach uns, weil er zum Wagen und sich nach der Fahndung erkundigen wollte.

Als er verschwunden war, sagte ich: »Der Koffer muss etwas Unheimliches verbergen, und er ist wahnsinnig interessant für einen Mann namens Terry Boone gewesen.«

»Den kenne ich nicht.«

»Das glaube ich Ihnen. Wir aber umso besser. Boone ist ein Gangster, ein Raubmörder, jemand, der über Leichen geht. Er hat sich für den Koffer interessiert. Aus freien Stücken, oder hat ihn jemand geschickt? Das ist unser Problem.«

»Und das soll es auch bleiben«, sprach der Mann mich an. »Das geht mich alles nichts an. Ich kann schon keinen dieser verdammten Koffer mehr sehen. Was sich immer in dem verfluchten Ding befindet, ich habe damit nichts zu tun.«

»Noch einmal, Mr. Denkford, versuchen Sie bitte, sich an den Überbringer des Koffers zu erinnern.«

»Das ist schwer. Es war kein Kind.«

»Aber ein Mann?«

»Ja, ein Erwachsener, wenn Ihnen das weiterhilft. Er war dunkelhaarig, glaube ich, und sprach etwas langsam, als hätte er Mühe, seine Worte zu formulieren.«

»Ausländer?«

»Das kann sein, muss aber nicht. Außerdem hatte er sich eine für ihn günstige Zeit ausgesucht. An diesem Tag hatten wir Hochbetrieb. Ich habe den Koffer eigentlich nur abgestellt und ihn meinem Mitarbeiter übergeben. Mehr kann ich Ihnen zu diesem Thema beim besten Willen nicht sagen.«

Suko kehrte zurück. Seinem Gesicht sah ich an, dass die Fahndung ergebnislos verlaufen war.

»Den Wagen haben sie«, sagte Suko.

»Ist das alles?«

»Genau, von Boone keine Spur. Die Kollegen sind dabei, den Opel zu untersuchen.«
Ich winkte ab. »Das wird uns kaum weiterbringen.«
»Noch etwas, der Wagen war gestohlen.«
»Hatte ich mir fast gedacht.«
Brian Denkford rieb seine schweißfeuchten Handflächen gegeneinander. »Brauchen Sie mich noch?« fragte er. »Ich habe nämlich zu tun.«
»Nicht mehr.«
»Gut.« Er wandte sich an Helen Taylor. »Es ist besser, wenn du jetzt nach Hause gehst.«
Sie nickte. »Ich brauche Zeit.«
»Okay, komm erst nächste Woche zurück.«
»Wir könnten Sie nach Hause fahren«, bot ich ihr an. »Vorausgesetzt, Sie sind nicht mit dem eigenen Wagen…«
»Mit platten Reifen?« fragte Suko.
»Ich lasse einen neuen Dienstwagen kommen.«
Helen Taylor überlegte noch. Schließlich nickte sie. »Gut, ich nehme Ihr Angebot an.«
»Okay.«
Vom Büro aus telefonierte ich mit der Fahrzentrale, erklärte das Problem und bestellte einen neuen Wagen, den mir der Chef murrend versprach. In der Zwischenzeit unterhielt ich mich mit den Kollegen von der Mordkommission und unterschrieb auch das schnell getippte Protokoll.
»Der Mann ist durch eine Garbe aus einer UZI-Maschinenpistole getötet worden, das haben wir feststellen können. Und Sie kennen den Killer, Mr. Sinclair?«
»Ja, Terry Boone.«
Der war auch dem Kollegen ein Begriff. »Dann ist er also wieder aufgetaucht. Ich dachte schon, wir hätten ihn abhaken können. Immer wieder Boone.«
»Kennen Sie neuere Daten über ihn? Wissen Sie vielleicht, für wen er gearbeitet hat?«
»Ja, nur für sich selbst. Boone ließ sich vor keinen Karren spannen. Der ist und bleibt ein Einzelgänger.«
»Da wäre ich mir nicht so sicher.«
»Dann wissen Sie mehr als ich.«
»Das nicht. Ich glaube einfach nicht, dass er den Koffer aus reinem Eigennutz gestohlen hat.« Ich winkte ab. »Wie dem auch sei, der Fall bleibt in unseren Händen.«
»Darum möchte ich auch gebeten haben.«
Suko war in den Hof gegangen. Auf der Rampe hockend, wartete er auf unseren Ersatzwagen. Mit den Arbeitern hatte er schon

gesprochen. Es war keiner verletzt worden, sie waren mit dem Schrecken davongekommen. Helen Taylor stand neben mir. Des öfteren schüttelte sie den Kopf und begann auch, über die Hand zu sprechen.

»Eine weiche, widerliche Totenklaue«, flüsterte sie. »Ich… ich habe mich davor geekelt.«

»Das kann ich mir denken. Und diesen Mann haben Sie zuvor noch nie gesehen?«

»Nein, er ist mir bei keiner Versteigerung aufgefallen. Auch privat kenne ich ihn nicht.«

»Wir werden Boone suchen müssen«, sagte Suko und fügte etwas hinzu, womit er mich nicht überraschen konnte, da ich schon in eine ähnliche Richtung Überlegungen angestellt hatte. »Ob unser Freund Logan Costello dahinter steckt?«

»Unwahrscheinlich. Boone ist ein Einzelgänger. Er wird kaum einen Auftragsjob annehmen.«

»Costello ist nicht irgendwer. Der stellt in London eine Macht dar. Wenn auch, John, ich glaube nicht, dass er uns Informationen geben würde.«

Dem war nichts mehr hinzuzufügen. Außerdem traf der Ersatzwagen ein, wieder ein Rover. Andere Reifen hatte der Kollege mitgebracht. Er wuchtete sie aus dem Kofferraum.

Wir stiegen in den zweiten. »Ist es weit?« fragte ich, als ich in Richtung Einfahrt rollte.

»Einige U-Bahn-Stationen nur. Aber wissen Sie was, Mr. Sinclair? Ich habe richtig Angst davor, meine Wohnung zu betreten.«

»Sollen wir Sie in einem Hotel unterbringen?«

»Nein, Unsinn. Nur das Alleinsein wird schlimm werden.« Sie beruhigte sich mit den nächsten Worten selbst. »Vielleicht werde ich auch eine Freundin anrufen.«

»Tun Sie das, Helen.«

»Und falls Ihnen noch etwas ein oder auffällt, rufen Sie uns bitte an«, fügte Suko hinzu.

»Danke, das werde ich machen.«

Wir setzten sie ab und schauten zu, wie sie die Haustür mit einem letzten Winken hinter sich schloss.

»So«, sagte Suko, bevor er grinste. »Was machen wir jetzt, Alter?«

»Keine Ahnung.«

»Dann bist du ebenso schlau wie ich…«

***

Ein warmer Tag neigte sich dem Ende entgegen. Die Dämmerung lag als Schatten ohne Anfang und Ende über London. In den Häusern, den Straßen, den Kneipen, Cafés, Discos und Bars gingen die Lichter an.

Manche schleuderten ihre Farbenpracht explosionsartig in die Dämmerung hinein und hellten sie künstlich auf.

An den Fenstern und Fassaden der großen Vergnügungsbetriebe waren Lichtleisten angebracht. Gesichter entstanden, grelle Buchstabenketten warben für alles Mögliche. Die Menschen sollten gelockt werden.

London am Abend holte noch einmal Atem, um sich für das Nachtleben zu rüsten.

Von diesem Nachtleben war in der schmalen Bruchbude, die sich Hotel nannte, nichts zu sehen. Das Haus lag unweit der Liverpool Street Station, einer ziemlich lauten Bahnstation. Die kleine Station in seiner Nähe hieß Broad Street Station, und das Haus klemmte, zusammen mit einigen anderen, genau dazwischen.

So bekam es den Lärm von zwei Seiten mit. Wenn an der einen Station Ruhe eingetreten war, ging es an der anderen unter Garantie los. Dann schluckte der Bahnhof die Vorortzüge.

Man konnte mit dem Gelände keinen Staat machen, mit der unmittelbaren Umgebung auch nicht, aber das hatte den Exil-Armenier Sajastin nicht davon abgehalten, ein kleines Hotel einzurichten. Eine Absteige zwischen den Bahnen, ein miefiger Stall, dessen Gäste nicht nach dem Namen, sondern nur nach Bargeld gefragt wurden. Hatten sie welches, durften sie wohnen. Hatten sie keines, flogen sie raus.

Weigerten sie sich, pfiff Sajastin, der winzige Mann mit den flinken Augen, nach seinen beiden Hunden. Die brauchten nur zu knurren, dann verschwanden die Gäste schon. Die Tiere waren Mischungen aus Schäferhunden und Doggen. Sajastin hatte sie großgezogen, und sie waren ihm treu ergeben. Wenn es sein musste, ließen sie sich für ihn in Stücke schneiden.

Der enge Eingang passte sich der schmalbrüstigen Bauweise des Hauses an. Direkt hinter dem Eingang befand sich die Rezeption.

Da hockte Sajastin wie ein Zwergenkönig auf einigen Kissen, die unter seinem mageren Hinterteil lagen, beobachtete die Gäste, schaute auch in den Deckenspiegel, der so hing, dass er bei geöffneter Tür nach draußen sehen konnte.

Er hatte alles im Blick. Und er hockte ständig hinter dem Pult, blätterte in zerfledderten Illustrierten, trug stets denselben dunklen, speckigen Anzug und darunter ein T-Shirt. Nur im Winter band er sich einen Schal um den Hals.

Die letzten Tage waren fürs Geschäft gut gewesen. Der Frühsommer bescherte dem Mann immer mehr Gäste als die kalte Jahreszeit.

Bis auf zwei waren alle zwölf Zimmer belegt. Natürlich von den unterschiedlichsten Typen, die allesamt bar bezahlt hatten.

Ein Gast bewohnte sogar die Suite. Sajastin nannte den Raum

deshalb so, weil er als einziger eine Dusche hatte, die allerdings nur sporadisch funktionierte.

Wie dieser Grauhaarige genau hieß, wusste er nicht. Er war ihm trotzdem bekannt. Der Armenier erinnerte sich daran, mit Bekannten über Londoner Unterweltgrößen gesprochen zu haben. Dabei war ihm ein Mann wie der Grauhaarige beschrieben worden.

Außerdem interessierten ihn die Namen der Gäste nicht, die Scheine waren wichtiger.

Die Tür stand offen bei diesem Wetter. Draußen spazierte das Publikum vorbei, was man halt so als Publikum bezeichnen konnte.

Gestalten, die erst bei Anbruch der Dunkelheit aus ihren Höhlen krochen und immer auf schnelles Geld aus waren.

Männer, Frauen, viele Jugendliche, die sich nicht hineintrauten.

Es hatte sich auch bei ihnen herumgesprochen, wie schnell die beiden Hunde da sein konnten.

Der Armenier mit seinen lackschwarzen Haaren und dem dünnen Bärtchen auf der Oberlippe reckte sich, als die Bewegung an der Tür zunahm. Jemand wollte eintreten.

Es war der Graue. Fast unhörbar schob er sich über die Schwelle.

In seinem Gesicht rührte sich nichts, dennoch glitten seine Augen blitzschnell durch die enge Halle.

Sajastin sagte nichts. Er kannte die Männer, er kannte diese Blicke. Sie waren immer dann fällig, wenn die Personen einiges hinter sich hatten. Zumeist handelte es sich dabei um ein Verbrechen.

Ohne Koffer war der Graue gegangen, jetzt umschlang seine rechte Hand den Griff eines Holzkoffers.

»Wenig Licht hier«, sagte er und deutete auf die trübe Funzel an der Decke.

Sajastin hob die dürren Schultern. »Was willst du machen, Freund? Die meisten Gäste hassen das Licht.«

»Schatten sind manchmal nicht gut. Man kann sich dort verstecken.«

Der Armenier winkte ab. »Nicht bei mir, Freund. Soll ich dir noch etwas bringen lassen, wenn du auf dein Zimmer gehst, oder willst du nicht gestört werden?«

»Was hättest du denn anzubieten?«

»Girls, etwas zu essen und zu trinken. Es kostet mich nur einen Anruf.«

Der Graue grinste schief. »Und du kassierst eine Provision.«

»Nur eine Kleinigkeit.«

»Ja, ich weiß. Ihr Armenier seid alle gleich.«

»Bitte keine Verallgemeinerungen.«

»Ich will nichts, nur meine Ruhe.«

»Die kannst du haben.«

Der Graue ging. Um sein Zimmer zu erreichen, musste er die schmale

Treppe hochgehen. Das Holz war ausgetreten. Auf manchen Stufen bildete es regelrechte Mulden. Am Geländer fehlten einige Stäbe. Es war nur noch zur Dekoration da.

Sajastin schaute dem Grauen nach. Dass dieser Mann sein härtester und gefährlichster Gast war, hatte er längst gespürt. Da besaß er den richtigen Instinkt und auch die jahrelange Erfahrung.

Am Ende der Treppe drehte sich Boone noch einmal um und schaute in die enge Lobby. Der Armenier winkte ihm zu. Dabei lächelte er, ohne dass dieses Gefühl auch die Augen erreichte.

Beruhigt war Boone nicht. Er hasste diese Hotels, sie waren bekannt, aber was wollte er tun? Der Auftraggeber hatte ihn herbestellt und ihm auch geraten, ein bestimmtes Zimmer zu nehmen und dort mit dem Koffer auf ihn zu warten.

Was der Koffer genau beinhaltete, wusste selbst Boone nicht. Er konnte auch nicht viel über seinen Auftraggeber sagen. Dem war der Koffer angeblich gestohlen worden. Es ging allein darum, dass er ihn und natürlich den Inhalt wieder zurückbekam.

In der ersten Etage war das Flurlicht noch trüber als unten. Die Türen der Zimmer rechts und links lagen versteckt in kleinen Nischen. Boone stand wie unter Strom. Er hielt seine Waffe jetzt nicht mehr unter der Jacke verborgen, sondern offen in der Hand.

Die Mündung wies gegen die Decke. Wenn es sein musste, konnte er die Kanone blitzschnell senken und abdrücken.

Die Suite lag hinter der letzten Tür. Boone hatte das Zimmer bei seinem Verlassen abgeschlossen, was keine Garantie war, denn diese Schlösser konnten leicht geknackt werden, das schaffte jeder Laie.

Nicht Boone schaute als erster in den Raum, sondern die Mündung der MPi. Sie stach in die muffige Luft. Während des Tages hatten die Sonnenstrahlen die Bude aufgeheizt.

Die Duschkabine, außen und innen klebte der Dreck, bildete den Mittelpunkt des Raumes. Um sie herum verteilten sich das Bett mit der blutbefleckten Decke, ein Stuhl, ein wackliger Schrank und ein runder Tisch, der nur normal stand, weil unter einen seiner Beine ein Bierdeckel geklemmt worden war.

Mit der Hacke kickte der Mann die Tür zu. Er hörte, wie sie ins Schloss fiel, und stellte den Koffer nicht auf den Tisch. Die befleckte Decke beulte sich ein, als sie den Druck spürte. Bis auf zwei Spinnen befand sich kein anderes Lebewesen im Raum.

Boone ging zum Fenster, öffnete es, warf einen Blick nach draußen und hörte den Lärm eines in den Bahnhof fahrenden Zuges. Die Wagen sahen aus wie eine helle Schlange aus Metall und Rädern. Er schloss das Fenster. Direkt darunter war es finster, denn ein enger Hinterhof wurde von einer alten Brandmauer umgeben.

Der Koffer! Er hatte darum gekämpft. Es hatte einen Toten gegeben,

und Boone nahm sich fest vor, den Preis für seinen Job auf das Doppelte zu erhöhen. Sollte der Auftraggeber nicht zahlen, hatte er Pech gehabt. Dann würde Boone den Koffer nicht aus der Hand geben.

Wer ihn bezahlte, wusste er nicht. Es war kein Name genannt worden. Jedenfalls ging Boone davon aus, dass es sich bei ihm um keinen Mann aus der Londoner Unterwelt handelte. Die Mächtigen kannte er allesamt und hätte den einen oder anderen auch an seiner Stimme identifiziert.

Am Abend wollte sich der Typ melden. Wie, das stand in den Sternen, wahrscheinlich würde er anrufen. Dann musste Boone nach unten, denn dort stand das einzige Telefon.

Eine Scheißbude war dieses Hotel, und Boone spürte, wie der Zorn in ihm hochstieg und anfing zu kochen. Diesem unbekannten Auftraggeber würde er es heimzahlen, wenn nötig mit Gewalt, falls er seine finanziellen Forderungen nicht akzeptierte.

In manchen Stunden war er ehrlich sich selbst gegenüber. So auch heute, und er musste zugeben, dass ihn der Unbekannte mit einem Bein auf dem Trockenen erwischt hatte. Mit anderen Worten, er war fast pleite gewesen, als das Angebot erfolgte. Einen Koffer zu besorgen war außerdem nichts Besonderes.

Der Koffer, was befand sich darin? Okay, er hatte auch die Hand gesehen, die sich aus dem Spalt schob. Aber nur eine Hand, oder lag darin ein Toter, dessen Beine gebrochen worden waren, damit er den nötigen Platz fand?

Boone überlegte. Seine Mundwinkel zitterten leicht, ein Zeichen, dass er wegen seiner Neugierde allmählich nervös wurde. Er wusste immer gern, mit wem er es zu tun hatte. An einer bestimmten Stelle war seine Gänsehaut besonders schlimm, dort befand sich auch die Narbe, die ihm ein Mann aus Jamaika vor Jahren beigebracht hatte. Mit einer Machete, die beim Schlag abgelenkt worden war.

Vor dem Koffer blieb er stehen. Eine Gardine gab es nicht. Wer wollte, konnte von draußen durch das Fenster in sein Zimmer schauen, wo der pilzförmige Lampenschirm das Licht in Richtung Boden strahlte und auf den Koffer.

Der hölzerne Kasten sah so harmlos aus. Ein Gegenstand lag darin verborgen. Ein Mensch vielleicht, der nicht umgebracht worden war und noch lebte.

Boone atmete scharf durch die Nase. Die Neugierde steigerte sich weiter. Schweiß bedeckte seine Stirn. Am Abend hatte sein Jobgeber anrufen wollen, doch der Abend war verdammt lang.

Sollte sich Stoff im Koffer befinden, würde er damit verschwinden. Dieser Gedanke beflügelte seine Entscheidung.

Werkzeug hätte er sich von dem Armenier besorgen lassen können, das allerdings hätte dessen Neugierde nur angestachelt.

Nein, er wollte sich auf seine eigenen Künste verlassen.
Zunächst probierte er die Verschlüsse, ob sie überhaupt fest in der Verankerung saßen. Er drückte mit beiden Daumenkuppen auf die dazugehörigen Köpfe und musste mit ansehen, wie die Verschlüsse in die Höhe sprangen.
Das war geschafft…
Noch lag der Deckel auf dem Unterteil. Der Killer gehörte zu den misstrauischen Menschen, denn ein gesundes Misstrauen garantierte ein längeres Leben.
Die Frau hatte versucht, den Koffer normal zu öffnen. Ihr war es nicht gelungen, weshalb ihm? Aus welchem Grunde reagierten die Verschlüsse bei ihm anders?
Er holte seine kurzläufige UZI vom Bett und klemmte sie unter den Arm. Wie ein Experte, der eine Bombe untersucht, tastete sich Terry Boone an den Koffer heran. Seine Augen hatte er verengt, die Lippen bildeten einen Strich.
Mit der linken Hand hob er den Deckel leicht an. Er wunderte sich darüber, wie leicht er dies schaffte. Der Deckel schien überhaupt kein Gewicht zu haben. Er klappte hoch, blieb aber stehen, als der Spalt die Länge eines normalen Fingers erreichte. Nicht breit genug, um alles erkennen zu können.
Boone bückte sich. So konnte er besser durch den Spalt in das Innere schauen.
Da sah er die Bewegung. Schlecht nachzuvollziehen, weil sie nicht nur in eine Richtung geführt wurde. Da bewegte sich etwas vor, gleichzeitig auch zurück sowie nach rechts und nach links.
Ein ungewöhnlicher Gegenstand, der irgendwelche Gesetze völlig außer acht ließ.
Boone spürte das Steigen der Spannung. In den nächsten Sekunden musste sich einfach etwas tun, das spürte er genau. Boone korrigierte die Mündung der Maschinenpistole etwas. So wie er sie jetzt hielt, zielte er genau auf den Spalt. Falls ein Angriff aus dem Koffer erfolgte, würde er sofort abdrücken und ihn im Keim ersticken.
Zeit verstrich, sie kam ihm länger vor als sonst. Kein Angriff aus dem Koffer. Das unbekannte Ding dort hielt sich zurück, auch wenn es sich wieder bewegte und näher an den Spalt herankam.
Er sah die Hand! Fünf teigig wirkende, blassgelbe Finger, fast zu vergleichen mit angestrichenen Würmern, wenn nicht die Fingernägel gewesen wären. Das Gelenk lag auf der Kante des Deckels. Es wartete einen Moment ab und drehte sich, so dass die Handfläche nach oben zeigte.
Boones Mundwinkel zuckten stärker. Er fühlte sich plötzlich unwohl. Nicht dass er Furcht gehabt hätte. Männer wie er verließen sich auf die Waffe, aber er konnte mit diesem widerlichen Gebilde nichts

anfangen. Er glaubte, eine Hand zu sehen, er sah sie auch, aber war es eine echte?

Seine Lippen spalteten sich zu einem abwartenden Grinsen. »Na komm schon«, flüsterte er der Klaue zu. »Komm schon näher, oder soll ich sie dir abhacken?« Er lachte über seinen eigenen Vorschlag und sah, dass die Hand keinerlei Anstalten traf, seiner Aufforderung Folge zu leisten.

Da griff er ein. Ein kurzer Schritt nur, Boone stand dicht vor dem Koffer, wollte mit der Linken zupacken, als die Klaue plötzlich aus dem Spalt vorstieß.

Ein harter, ein brutaler Schlag, der ihn dicht oberhalb der Gürtellinie erwischte. Die Hand hatte sich zu einer Faust geballt.

Der Treffer nahm ihm nicht nur die Luft, er ließ ihn auch würgen.

Boone wäre zurückgetaumelt, hätten sich die Finger nicht gekrümmt und sich in seinem Gürtelschloss verhakt. So hielt die Klaue ihn fest.

Boone würgte. Für einen Moment verschwamm die Welt vor seinen Augen, er wollte auch schießen, doch er schaffte es nicht, den Zeigefinger zu krümmen.

Dann hob sich der Deckel.

Nicht schlagartig und schnell, eher langsam, als wäre jemand dabei, ihn an einem Faden genussvoll in die Höhe zu ziehen, damit der Betrachter etwas davon hatte.

Er klappte auf, der Blick des Killers fiel auf den Kofferinhalt und sah das Fürchterliche.

Er hatte in seinem Leben viel erlebt, ihn konnte so leicht nichts erschüttern, doch was sich dort im Koffer befand, glich einem Alptraum aus einer fremden Welt.

Seine Augen weiteten sich, die Nackenhaare stellten sich hoch.

Als grausam empfand er, dass dieses Ding aus dem Koffer allmählich von ihm Besitz ergriff…

***

Sajastin hatte Besuch erhalten. Laura, eine ehemalige Schönheit, jetzt fett geworden und noch immer auf dem Strich, aber mehr aus Verzweiflung, war in die Lobby gekommen.

Die beiden kannten sich schon lange, und wie immer trug Laura ein rotes Kleid aus glänzendem Stoff, der viel zu dünn war, um die zahlreichen Speckrollen verbergen zu können.

Sie hockten sich gegenüber. Zwischen ihnen befand sich die Rezeption, und Laura hatte sich vorgebeugt. Der Armenier starrte sie an. Ihm kam es vor, als würde ihr Kopf direkt mit dem Kinn auf der Holzleiste liegen.

Wie immer war sie stark geschminkt, die Lippen sehr rot, die Brauen dick und tiefschwarz angemalt. Auch das Glitzerwasser in den Augen

konnte den traurigen Ausdruck nicht verscheuchen.

»Was ist denn, Laura?«

»Nichts ist. Es kann aber auch alles Mist sein. Eine verdammte Affenscheiße. Die Geschäfte laufen schlecht, sie sind verflucht mies, verstehst du?«

Der dünne Armenier hob die Schultern. »Das gibt sich wieder. Morgen läuft es besser.«

»Hast du eine Ahnung. Ich werde alt, zu alt für diesen Job, verstehst du das?«

»Nun ja, irgendwie schon, aber es berührt mich nicht. Das Alter, meine ich. Ich habe meinen Laden und komme einigermaßen über die Runden.«

»Einigermaßen sagst du? Darf ich mal lachen? Weißt du, was man sich so erzählt in der Szene?«

»Nein, ich sitze hier und…«

»Hör auf, Sajastin, das glaube ich dir nicht. Man erzählt sich, dass du Millionen auf dem Konto hast. Du hast nur kassiert und Geld gestapelt.«

»Wer sagt das?«

Sie machte eine ausladende Handbewegung. »Alle sagen das, aber nicht, wenn du dabei bist.«

»Das stimmt doch nicht, Laura. Wirklich nicht, es ist alles Unsinn. Ich habe mehr als du, klar, aber ich konnte auch sparen. Du musstest früher teilen.«

»Ja, leider. Das Schwein von Zuhälter hat mir fast alles genommen. Jetzt stehe ich da in meinem kurzen Hemd. Nichts läuft mehr, alles vorbei, der Zug ist abgefahren.«

»Kannst du dich nicht umstellen?«

»Worauf?«

»Weiß ich nicht. Du kannst ja als Agentin arbeiten. Nimm die jüngeren Mädchen unter deine Fittiche und vermiete sie weiter.«

»Dafür bin ich nicht hart genug.«

»Hör auf, das lernst du, wenn du einmal trockenes Brot gegessen hast, Mädchen.«

Ihre Stimme wurde ebenso traurig wie der Gesichtsausdruck.

»Weißt du, Sajastin, ich esse schon trockenes Brot. Soweit ist es mit mir gekommen, aber ich habe einen anderen Vorschlag, der mir wenigstens die Butter zum Brot bringen könnte.«

»Lass hören.«

»Tatsächlich?«

»Ja.« Der Armenier breitete die Arme aus. »Sind wir nun befreundet oder nicht?«

»Gut, dass du das sagst, Sajastin, denn du spielst in meinen Plänen eine wichtige Rolle.«

Das machte den Armenier misstrauisch. Noch lächelte er, in seinen Augen aber zeigte sich Tücke. »Nein, Laura, bitte…«

»Hör mir zu, Armenier, wir kennen uns lange genug. Ich möchte bei dir einsteigen.«

Der Mann war bis an die rückseitige Tür gegangen. Dahinter befand sich ein Zimmer, wo die Hunde ihren Platz hatten. Plötzlich begann er zu lachen. Er lachte nicht laut, eher kichernd, aber in seinen Augen schimmerten plötzlich Tränen. »Das kannst du doch nicht ernst gemeint haben«, meinte er nach dem Anfall. »Nein, das glaube ich dir nicht. Du willst bei mir einsteigen?«

»Ja, als Ablöse, wenn du mal krank bist. Sajastin, sei ehrlich, du gehst auf die sechzig zu. Du wirst bald ein Zipperlein bekommen und froh darüber sein, dass es jemanden gibt, der dich vertritt. Ich meine es ehrlich. Ich möchte deinen Platz hin und wieder einnehmen und dir auch sonst zur Hand gehen. Wie stehst du dazu?«

Der Armenier strich über sein spitzes Kinn und betrachtete Laura von oben bis unten.

Sie bemerkte den Blick. »Okay, du kannst mich jederzeit haben. Zu heiraten brauchst du mich nicht. Es soll eine rein geschäftliche Beziehung werden. Du brauchst nur einzuschlagen.« Sie hielt ihm die Hand hin.

Sajastin zögerte. »Ich weiß nicht so recht. Bis jetzt hat mir meine Selbständigkeit großen Spaß bereitet.«

»Das kannst du auch weiterhin sein. Ich will dich nur vertreten, wenn es dir schlecht geht.«

Er runzelte die Stirn. »Habe ich auch Bedenkzeit?« fragte er mehr spöttisch.

»Wenn du willst.«

»Ich werde mir deine Vorschläge durch den Kopf gehen lassen, Laura. Wirklich, ich denke darüber nach.«

»Aber bitte nicht zu lange.« Sie öffnete ihre Handtasche und holte Zigaretten hervor. Noch ehe sie ein Stäbchen zwischen ihre Lippen geklemmt hatte, vernahmen beide das Knurren und den folgenden Schlag mit der Pfote auf die innere Klinke der Tür. Die Hunde wussten genau, wie sie das Zimmer verlassen konnten, aber sie kamen nie, wenn sie nicht gerufen wurden.

Auf einmal schossen sie hervor. Zwei mächtige Körper, kraftvoll, mit einem Fell, das zwischen den Farben Gelb und Braun schimmerte. Fast schon Kälber von der Größe her.

Laura kannte die Hunde. Angst hatte sie nie vor ihnen gehabt, jetzt aber zuckte sie zurück bis gegen die Wand mit der schmuddeligen Tapete, als sie die Hunde sah.

Die Tiere wirkten aufgeregt. Sehr dicht huschten sie an der Frau vorbei, bewegten peitschend ihre Schwänze und berührten dabei auch

Laura, die sich nicht regte.

Selbst dem Armenier war das Erscheinen seiner Tiere unheimlich. Sie benahmen sich anders als sonst. Sie liefen auf die Treppe zu, blieben aber vor der untersten Stufe stehen, hatten nur die Köpfe angewinkelt und schielten die Stufen hoch, wobei sie ein gefährlich klingendes Knurren ausstießen.

Laura hatte sich wieder gefasst. »Was… was ist denn dort oben?« fragte sie.

»Nichts«, erwiderte Sajastin. »Nichts, was nicht normal wäre. Da wohnen Gäste.«

»Wer denn?«

»Nach Namen frage ich nicht.«

»Das hättest du ruhig tun sollen. Wer weiß, was sich da für eine Brut eingenistet hat.«

»Erzähl doch keinen Unsinn!«

»Sajastin, nimm das nicht auf die leichte Schulter. Tiere sind sensibler als wir Menschen. Die merken viel früher, wenn etwas nicht stimmt oder was im Busch ist.«

»Was sollte denn da im Busch sein?«

»Ich weiß es auch nicht, Sajastin, aber Tiere reagieren nun mal anders. Das musst du auch wissen, schließlich gehören dir die Hunde. Du musst sie kennen.«

»Stimmt.« Er sprach leise und traute sich erst jetzt hinter dem Rezeptionstresen hervor. Der Mann näherte sich den Hunden wie ein Fremder, sehr vorsichtig und abwartend. Zum Glück kam kein Gast die Treppe herab. Die Hunde brachten es fertig und sprangen ihn an.

Er blieb hinter ihnen stehen. »Kommt«, sagte er. »Los, kommt zu mir, geht wieder.«

Die Hunde kümmerten sich nicht um die Worte ihres Herrn. Sie knurrten nur noch lauter und streckten die Hälse.

»Was kann das nur sein?« flüsterte der Armenier.

»Ich sage dir was«, erklärte Laura. »Ich behaupte steif und fest, dass da oben ein Teufel wohnt. Ja, ein Dämon, ein Teufel, ein verdammter Geist oder so.«

»Du bist verrückt!«

»Hast du eine andere Erklärung für das Verhalten der Tiere? Hast du sie?«

»Nein, nicht, aber…« Der Mann war es leid. Wenn die Tiere nicht freiwillig gehorchten, musste er sie eben zwingen. Angst verspürte er nicht, die Hunde waren ihm treu ergeben.

Zugleich griff er nach den Halsbändern und erlebte auch zugleich die Reaktion.

Plötzlich warfen sie ihre schweren Köpfe hoch, drehten sie gleichzeitig und schnappten nach den Händen ihres Herrn und

Meisters. Sajastin bekam sie nicht rasch genug weg. Die Zähne waren wie Messer, als sie in den Handrücken bissen und rote Streifen hinterließen, aus denen das Blut in kleinen Perlen floss.

Der Armenier fluchte wild und sprang zurück. Er bewegte seine Hände und schüttelte dabei Blutstropfen ab, die gegen die Wände prallten und dort ein Muster hinterließen.

»Scheiße, sie haben mich gebissen!«

»Ich sagte es dir doch!« keifte Laura. »Da oben wohnt ein Böser, ein Teufel ja!«

Als wäre dieser Satz eine Erklärung gewesen, so schnellten die beiden Hunde vor und jagten mit gewaltigen Sätzen die schmale Treppe hoch.

Kreidebleich schlug Laura ein Kreuzzeichen…

***

»Wenn du Boone wärst«, sagte Suko zu mit, als wir uns im Büro gegenübersaßen, »wo würdest du dich in London verstecken?«

»Unter der Erde«, erwiderte ich grinsend.

»Mal ernst, Mann.«

Ich saugte an meiner Zigarette und blickte dem Rauch nach, wie er sich verteilte. »In den entsprechenden Hotels, wenn ich fremd wäre.«

»Die werden überwacht, eine Fahndung läuft. Was bliebe dir dann noch übrig?«

»Ich meine ja nicht die normalen Hotels. Ich würde es in den Absteigen versuchen, wo dich niemand fragt und kennt.«

»Ich ebenfalls.« Suko nickte.

»Oder bei dem Mann oder der Person, die mir den Auftrag erteilt hat«, spann ich den Faden weiter. »Ich will trotz allem nicht glauben, dass Boone auf eigene Rechnung gearbeitet hat. Der klaut nicht so ohne weiteres einen Koffer. Er überfällt mal einen Supermarkt, das passt zu ihm, auch eine Bank, aber keinen Koffer.« Ich drückte die Zigarette aus. »Wir können nur warten, Suko, und gleichzeitig hoffen, dass die Fahndung Erfolg haben wird.«

Es war nicht nur eine Fahndung angesagt, das war schon ein Alarm. Jeder Polizist in der Stadt wusste Bescheid, ob Uniformierter oder Ziviler, sie alle hatten den Auftrag, wachsam zu sein und nach Boone Ausschau zu halten.

Auch in einer Millionenstadt wie London musste ein Mann wie Terry Boone auffallen, wenn man an den bestimmten Stellen mit der Suche ansetzte. Die Kollegen hatten da ihre Erfahrungen, sie hielten neuralgische Punkte besetzt, dazu zählten die Bahnhöfe, der Airport und verschiedene andere Stationen, natürlich auch die Verstecke mancher Verbrecher, so genannte Löcher, in die sie sich wie die Ratten zurückzogen.

Jemand, der einen Holzkoffer durch London schleppte, musste

einfach auffallen.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Offiziell war längst Feierabend, aber beim Yard wurde rund um die Uhr gearbeitet. Da löste die eine Schicht die andere ab.

Für uns war die Warterei fürchterlich. Es fiel uns einfach auf die Nerven, da zu hocken und darauf zu vertrauen, dass Terry Boone in eine Falle lief. Die Warnung vor ihm bestand außerdem. Wer ihn entdeckte, sollte um Himmels willen nichts auf eigene Faust unternehmen, sondern anrufen, Bescheid geben und weiterhin beobachten.

Glenda Perkins war längst nach Hause gegangen. Bei dem Wetter wäre es eine Sünde gewesen, von ihr Überstunden zu fordern. Sie sollte sich lieber in die Sonne legen, die auch noch nach Dienstschluss schien.

Dafür war Sir James geblieben. Bei dem warmen Wetter trug er seinen leichten grauen Anzug. Er schaute zu uns rein, blieb jedoch an der Tür stehen. Hinter den Brillengläsern zeigten seine Augen einen fragenden Ausdruck. »Nun?«

»Nichts, Sir.«

Der Superintendent nickte. »Das habe ich mir fast gedacht. Dieser Terry Boone, ich las vorhin noch seine Akte, ist brandgefährlich und auch raffiniert. Es spricht für seine Schläue, dass es uns bis heute noch nicht gelungen ist, ihn festzunehmen.«

Suko verteidigte uns indirekt. »Sir, wir hatten bisher nichts mit ihm zu tun. Wir kannten Boone eigentlich nur von den Fahndungsfotos her. Hätten wir uns von Beginn an auf seine Fersen gesetzt, wäre die Sache sicherlich anders abgelaufen.«

Der Superintendent gestattete sich ein Lächeln. »Natürlich, wenn Sie das so sehen, will ich Ihnen nicht widersprechen. Kamen denn Zwischenmeldungen?«

»Nein«, sagte Suko. »Überhaupt nichts. Die Fahndung hält sich bedeckt.«

Sir James setzte sich doch. Er schob die Brille zurück und schaute auf die Becher, in denen sich Mineralwasser befand. Die feinen Blasen stiegen nach oben und zerplatzten an der Oberfläche. »Dieser Koffer…«, begann er, »ich habe über den Inhalt nachgegrübelt und bin zu keinem Resultat gekommen. Die Frau hat von einer Hand berichtet. Kalt wie die einer Toten und irgendwie teigig. Das ist richtig oder?«

»Ja, Sir.«

»Könnte es sein, dass sich Boone eine Leiche aus irgendeinem Grab geholt hat?«

Suko und ich schauten uns an. Keiner wollte die Antwort geben, bis ich schließlich meinte: »Davon gehe ich eigentlich nicht aus, Sir. Was soll ein Mann wie Boone mit einer Leiche? Das mal vorweggenommen.

Ferner glaube ich nicht daran, dass die Person in dem Koffer tot war. Von Helen Taylor wissen wir, dass sich die Hand bewegt hat. Sie krümmte jeden einzelnen Finger, als wollte sie irgendwohin greifen und damit verschiedene Gegenstände anfassen.«

»Ein Zombie?«

»Das wäre eine Möglichkeit«, gab ich zu.

»Die Sie und Suko nicht überzeugt oder?«

»So ist es«, stand der Inspektor mir bei. »Irgend etwas ist da anders. John und ich sind einer Meinung. So ganz kommen wir nicht zurecht damit. Für uns ist es zu simpel. Wir glauben nicht, dass Terry Boone einen Zombie durch London trägt. Außerdem, was sollte er damit auch anfangen?«

»Er wird schon seine Gründe gehabt haben. Vielleicht bringt er ihn seinem Auftraggeber.«

»Wer das wohl ist«, murmelte ich.

»Das möchte ich auch gerne wissen.« Sir James schüttelte den Kopf und stellte dabei eine Vermutung an. »Ich kann mir eigentlich nur Costello vorstellen.«

Ich nickte. »An den haben wir auch schon gedacht.«

Sir James musterte uns schräg von der Seite. »Ich kenne Ihr Verhältnis zu Costello. Ein jeder von uns würde ihn gern hinter Gittern sehen. Wie ist das nun? Haben Sie den Mafioso eigentlich angerufen und ihn mal gefragt?«

Ich winkte mit beiden Händen ab. »Nein, auf keinen Fall, das ist nicht drin. Wir wollen nicht die Pferde scheu machen. Costello ist ein Problem für sich, Terry Boone ein zweites. Außerdem würden wir nicht zugeben, dass wir seine Hilfe brauchen. Der würde sich ins Fäustchen lachen.«

»Da haben Sie recht.« Sir James tupfte Schweiß von seiner Stirn.

»Bleibt Boone als Einzelgänger.«

»Sie haben doch seine Akte studiert, Sir«, sagte Suko. »Ist Ihnen dabei etwas aufgefallen? Sind dort Stellen oder Orte vermerkt, wo sich Boone aufhalten könnte? Wenn er sich in London befand, wo hat er sich verkrochen?«

»Keine Ahnung, das stand nicht darin. Er stammt zwar aus der Nähe, seine Aktivitäten aber hat er nicht nur auf diese Stadt beschränkt. Er war schon des öfteren im Ausland und ist auch dort aufgefallen. Interpol jagte ihn mal.«

»Ein schweres Kaliber.«

»Das sich hoffentlich übernommen hat«, sinnierte unser Chef.

»Wie meinen Sie das, Sir?« Ich hatte bei seiner Antwort genau die Zwischentöne herausgehört.

»Ganz einfach. Boone mag sein, wer immer er will. Ich glaube daran, dass er sich an der neuen Aufgabe übernommen hat. Er wird damit

nicht zurechtkommen, meine ich. Irgend jemand muss ihn meiner Ansicht nach benutzt haben. Wer das ist, steht in den Sternen, aber ich glaube fest daran, dass er nur Mittel zum Zweck gewesen ist. Möglicherweise kontrolliert ihn das Ding aus dem Koffer auch.«

»Dann könnte es sich bei ihm sogar um eine dämonische Intelligenz handeln«, meinte Suko.

»Du preschst aber weit vor«, wunderte ich mich.

»Sogar so weit, dass ich in diesem Fall alles in Betracht ziehe. Möglicherweise haben wir es mit etwas ganz Neuem zu tun, John. Etwas, das uns noch nie über den Weg gelaufen ist. Wir müssen da mit allem rechnen, meine ich.«

Ich schaute aus dem Fenster. Den ganzen Tag über hatte die Sonne heiß geschienen. Nach dem Schmuddelwetter in der letzten Zeit hatten die Strahlen richtig gut getan. Jetzt war der gelbe Ball gesunken. Der Himmel im Westen zeigte eine blutrote Färbung, die sich noch gegen die einsetzende Dämmerung behauptete. Wenn das Abendrot mit dieser Kraft am Himmel stand, würde sich das Wetter auch am folgenden Tag halten. Wir konnten uns auf hohe Temperaturen gefasst machen.

Sir James blickte scharf nach rechts, als plötzlich das Telefon anschlug. Ich hatte etwas geträumt, deshalb war Suko schneller und schnappte sich den Hörer. Automatisch schaltete er dabei den Lautsprecher ein, so dass wir mithören konnten.

Wir hörten eine dünne Stimme, die sich nicht mit Namen meldete. Im Hintergrund vernahmen wir Straßenlärm. »Ihr sucht doch den Kerl mit dem Koffer, nicht?«

»Wer sind Sie?« fragte Suko.

»Einer, der euch schon öfter geholfen hat. Wie viel ist denn diesmal für mich drin? Die Bullen sind aufgeregt. Sie haben uns V-Leute sogar heiß gemacht.«

Suko warf Sir James einen fragenden Blick zu. Der Superintendent nickte und sagte leise: »Fünfzig.«

»Fünfzig Pfund.«

Der Spitzel lachte nur. »Hundert und die Sache ist geritzt.«

Sir James nickte.

»Also gut, hundert. Dafür will ich auch eine Information haben, mein Junge.«

»Bekommst du, keine Sorge. Der Mann mit dem Koffer heißt Boone.«

»Das wissen wir.«

»Okay, ich sah ihn, oder er wurde gesehen zwischen der Liverpool Street Station und der Broad Street Station.«

»An den beiden Vorortbahnhöfen?«

»Genau.«

»Aber das ist unmöglich.«

»Nein, keine Sorge. Er hält sich dort auf.«
»Und ist nicht weggefahren?«
Der Informant lachte. »Dann hätte ich euch nicht angerufen. Er muss dort in einer der Absteigen untergetaucht sein. Mehr kann ich euch nicht sagen. Es ist mir zu gefährlich, nach ihm zu fragen. Das werdet ihr wohl verstehen.«
»Klar.«
»Gut. Dann überweist die hundert Riesen an folgende Postfachnummer.« Er diktierte sie, und Suko schrieb mit. Zum Abschluss sagte der Spitzel: »Viel Spaß noch, Freunde. Ich weiß genau, dass es euch Boone nicht einfach machen wird. Der gehört zu den ganz Großen, kann ich euch sagen.«
»Wissen wir.« Suko sprach bereits in eine tote Muschel. Er legte auf und sah, dass ich mich bereits erhoben hatte.
»Los, Alter, der Weg ist nicht gerade kurz, und bei diesem Wetter sind die Freaks unterwegs.«
»Da sagst du was.«
»Ich werde warten«, erklärte Sir James. »Rufen Sie an, wenn Sie Boone haben. Zudem bekommen Sie alle Hilfe, die Sie benötigen, meine Herren.«
»Danke, Sir.« Bei diesen Worten hatten wir das Zimmer bereits verlassen. Zwei Geisterjäger, die einen normalen Gangster jagten.
So jedenfalls sah es aus.
Dass wir noch eine höllische Überraschung erleben würden und dass Suko mit seinen Befürchtungen recht behalten sollte, davon ahnten wir zu diesem Zeitpunkt leider nichts…

***

Die Hand hatte sich in Boones Bauch gewühlt und war dabei, ihm die Seele zu rauben. Dabei verspürte er nicht einmal Schmerzen, er sah aber auch keine Wunde, aus der Blut austrat, obgleich sich die Hand bis zum Rücken hin durchgeschoben hatte.
Die Augen hielt er weit offen, den Blick nach unten gerichtet, so dass er weiterhin in den Koffer starren konnte.
Darin lag kein Mensch, auch wenn ein dünner Arm und eine Hand daraus hervorgekommen waren. Im Koffer lag ein krakenartiges Wesen, das tatsächlich irgendwo eine Ähnlichkeit mit einem massigen Teigklumpen aufwies, von dem nur ein gummiartig langer Arm abzweigte, der es jetzt geschafft hatte, den Gangster zu packen. Ansonsten bewegte sich die Masse nur auf der Stelle, und sie kam Terry Boone vor, als würde sie auch ein und ausatmen.
Es gab Augenblicke, da wuchs der Klumpen an, dann wieder entströmte ihm ein zischendes Geräusch, und einen Augenblick später schien er dann zusammenzusacken. Aber er lebte, durch welche Kraft

auch immer, und er war wie ein gefährlicher Räuber, der sich auf Menschen spezialisiert hatte, um ihnen die Seele zu rauben.

Der Schweiß war Terry Boone aus allen Poren gebrochen. Selten zuvor hatte er so geschwitzt. In Strömen lief es wie Wasser über sein Gesicht, und wenn der Mann Luft holte, kam es ihm vor, als würde der Sauerstoff nicht bis in seine Lungen dringen und in der Kehle auf halbem Wege stecken bleiben.

Das alles konnte er sich nicht erklären, ebenso wie den Druck in seinem Körper.

Das Fremde hatte längst von ihm Besitz ergriffen. Sein eigenes Ich wurde immer mehr herausgerissen und ausgeschaltet. Er fühlte sich wie eine Hülle, in der fremde Gedanken tobten.

Noch einmal gelang es ihm, an sich hinabzuschauen. Die teigige Totenhand war verschwunden. Sie musste tief in ihm stecken, obwohl er davon nichts sah und keine Schmerzen hatte.

Sein Atem glich einem Würgen. Der Schweiß rann noch immer, er kippte langsam nach vorn und verbeugte sich vor diesem unheimlichen Wesen unbekannter Herkunft.

Das Fenster lag ihm gegenüber. Sein Blick fiel automatisch auf die Scheibe, hinter der es bereits dunkel geworden war. Allerdings nicht mehr lange. Das schwarze Viereck blieb zwar, es veränderte sich trotzdem, weil sich etwas von unten her in diesen Ausschnitt schob.

Zuerst war es nicht mehr als ein heller Streifen. Ein waagerecht liegender Halbmond, der sich zu einer Kugel oder einem vollen Mond veränderte, als er sich weiter in die Höhe schob.

Ein rundes Gesicht?

Ja, ein Gesicht. Bleich wie der fahle Mond und grausam dazu.

Augen, die aussahen wie hinein gemalte Glotzer, ein Kugelkopf ohne Haare, ein böse verzogener Mund und ein dunkler Blutstreifen, der von der Schädeldecke schräg herab lief und bis über die breite Stirn des Wesens reichte, wo er an der Nasenwurzel sein Ende fand.

Die Fratze des Schreckens schien hinter der Scheibe zu kleben.

Sie schob sich auch nicht mehr höher, blieb in dieser Haltung und glotzte in das Zimmer.

Terry Boone spürte die Angst. Das Gefühl, von einer Würgeklaue erfasst zu sein, die hoch an die Kehle geraten war und dort langsam zudrückte.

Er sah, wie sich der breite Mund zu einem spöttischen Grinsen verzog und zwei bleiche, gummiartige Hände erschienen, die Ähnlichkeit mit der Klaue des Wesens im Koffer aufwiesen. Die Hände legten sich flach gegen die Scheibe, als wollten sie diese zerbrechen. Für einen Moment zitterte das Glas, dann platzte es auf, und Scherben segelten in den Raum.

Das fremde Gesicht aber bewegte sich nicht. Starr blieb der

Kugelkopf draußen.

Terry Boone stützte sich auf der Matratze und auf dem Koffer ab.

Die Klaue berührte ihn auch weiterhin. In seinem Innern spürte er fremde Gedanken.

Sie glichen Strömen, die aus einer anderen Welt, einer anderen Zeit oder von einem anderen Stern zu kommen schienen. Wenn er die Augen schloss, konnte er trotzdem sehen. Da zeichneten sich ungewöhnliche Bilder ab. Menschen mit Kugelköpfen und blutigen Streifen auf ihren blanken Schädeln. Gleichzeitig aber merkte Terry, dass seine Kraft nicht verloren gegangen war, sie hatte sich nur verändert und war zu einer völlig anderen geworden.

Da hatte ein Austausch stattgefunden. In seinem Kopf pochte die Unruhe. Atome und Moleküle waren durcheinander gewirbelt worden. Er sah noch aus wie ein Mensch, obwohl er sich nicht mehr als ein solcher fühlte. Seine Beziehung zu den Kugelköpfen hatte sich verändert. Die Veränderung blieb bestehen, als sich die Hand von seinem Körper zurückzog und nichts hinterließ, was auf eine Wunde hätte schließen können. Sein Körper war und blieb geschlossen. Nur eben dieser Austausch hatte stattgefunden.

Er atmete. Schon über diese völlig normale Reaktion konnte er sich freuen. Sie bewies ihm, dass er sich noch als Mensch fühlen konnte und nicht als Monster.

Das Monster schwebte vor dem zerstörten Fenster in die Höhe.

Es wollte ins Zimmer treten. Boone erkannte, dass sich dieses Wesen menschlich gekleidet hatte. In einem krassen farblichen Gegensatz zu seinem Schädel stand die dunkelgraue Kleidung, die einem unmodernen Anzug ähnelte. Aus den Ärmeln ragten die langen, bleichen, trotzdem teigigen Finger hervor wie dicke Würmer.

Das Wesen war bedeutend kleiner als Boone. Dennoch fürchtete er sich vor ihm. Als es in das Zimmer stieg, da veränderte sich wieder etwas hinter seiner Stirn. Er stellte mit Erstaunen fest, dass dieses Ding Kontakt auf telepathischem Wege mit ihm aufnahm und begann, ihm einiges zu erklären. Es weihte ihn ein.

Boone hätte gern gestaunt, doch dazu kam er nicht. Die fremde Gedankenwelt überrollte ihn wie eine Welle. In den folgenden Sekunden fühlte er sich mit dem Wesen fast brüderlich verbunden, das ihm plötzlich zunickte, bevor es seine bleichen Hände gegen den Deckel legte und den Koffer kurzerhand schloss.

Der Inhalt blieb, der Koffer aber wurde von dem Wesen über das Bett gezogen.

Boone wusste mit einemmal, wer sein Auftraggeber war. Dieses Wesen mit dem Kugelkopf, das sowohl auf telepathischem als auch auf normalem Wege mit ihm reden konnte, wenn er an die mit ihm geführten Telefongespräche dachte.

Auf der Stelle drehte sich der Fremde um und ging. Sein Ziel war wieder das zerstörte Fenster. An den Innenseiten des Rahmens hingen einige spitze Scherbenstücke wie gefährliche Messer. Denen wich der Kugelkopf geschickt aus, trat einen Schritt vor, stützte sich mit seinen dunklen Schuhen auf dem Sims ab und tat den nächsten Schritt nach draußen und ins Leere.

Er fiel…

Nein, er fiel nicht. Er schwebte davon, wahrscheinlich trug ihn allein die Kraft seiner Gedanken, so dass der zurückbleibende Terry Boone nur noch staunen konnte.

Sehr langsam sank der Fremde nach unten und verschwand aus Boones Blickfeld. Es war vorbei…

Der Gangster stand allein im Raum. In seinem Kopf lag das fremde Gefühl schwer und dicht wie ein Stein. Er hatte die entsprechenden Informationen erhalten, wusste nun über Zusammenhänge Bescheid und strich über die Haut auf seinem linken Handrücken.

Dabei zuckte er nicht einmal zusammen, als er feststellte, dass er sie zwischen die Fingerspitzen nehmen und hochziehen konnte, als bestünde sie aus Gummi. Sie hatte sich in den letzten Sekunden dermaßen stark verändert, dass Boone darüber nur staunen konnte, was er allerdings nicht tat. Er freute sich plötzlich, verändert zu sein.

Er war stärker geworden, noch stärker…

Dieses Bewusstsein veranlasste ihn zu einem harten Lachen. Er drehte sich um und schaute auf die Maschinenpistole, die ihm geblieben war. Er würde sie nicht aus den Händen geben, das stand für ihn fest. Und er konnte sich auch auf die Botschaft konzentrieren, die das fremde Wesen bei ihm hinterlassen hatte.

Boone gehörte zu den Wissenden. Er hatte den perfekten Durchblick und wusste auch von einer Invasion, denn die Wesen mit den Kugelköpfen standen längst bereit.

Das Ding in dem Koffer entstammte nicht dieser normalen Welt.

Sie hatten es herbeigeschafft, aus welch einem Reich auch immer.

Sie würden es weiterhin behalten und seine Macht mit ihm teilen.

In den Augen des Killers glänzte es. Die Lippen zuckten, als er anfing zu lächeln. Er hielt die Waffe hoch und spielte an deren Abzug, ohne allerdings zu schießen. Vielleicht konnte er die Probleme in der nächsten Zeit anders regeln, denn die Beeinflussung hatte ihn wesentlich stärker werden lassen, als er es zuvor gewesen war.

Er hörte, er sah besser und nahm Gefahren und fremde Dinge schneller auf. Wie jetzt zum Beispiel.

Die Gefahr lauerte nicht im Zimmer, sie näherte sich von der Außenseite. Sie hatte sich in der schmalen Halle unten zusammengebraut und jagte nun die Stufen hoch. Boone wusste, dass sich die Gefahr nur auf ihn konzentrierte und er gemeint war.

Dicht vor der Zimmertür kam sie zur Ruhe. Er hatte noch das harte Tappen vernommen. Jetzt änderte sich das Geräusch, denn ein drohendes Knurren und dazwischen ein Bellen drangen an seine Ohren.

Sajastin, der Armenier, hatte ihm seinen stärksten Trumpf geschickt. Die beiden Bluthunde.

Er musste etwas bemerkt haben, sonst hätte er die Hunde zurückgehalten, die sich gegen die Zimmertür warfen. Kraft steckte in ihnen. Bei jedem Treffer zitterte die Tür, als stünde sie kurz vor dem Zerbersten.

Terry Boone lächelte nur. Vor einer Stunde hätte selbst er sich vor den Hunden gefürchtet, jetzt war er ein anderer geworden. Er nahm nicht einmal seine Waffe mit, als er auf die Tür zuschritt, um sie für die Hunde zu öffnen.

Eine Drehung des Schlüssels, das kurze Drücken der Klinke, und die Tür stand plötzlich weit offen. Einen Augenblick später stürzten die abgerichteten Tiere in das Zimmer. Zwei gefährliche Hunde, die auf Menschen dressiert waren, aber nur einem gehorchten.

Der hatte keine Kontrolle mehr über sie. Die Hunde hatten sich selbständig gemacht und mit sicherem Instinkt gespürt, dass im Haus etwas Fremdes lauerte. Das stand zwischen ihnen, spürte keine Angst und war nicht einmal bewaffnet.

Dafür trat Boone die Tür zu. Als sie ins Schloss fiel, glich dieses Geräusch einem Startsignal.

Die Hunde sprangen von zwei verschiedenen Seiten auf Boone zu und wollten ihm an die Kehle. Er hätte nicht die Spur einer Chance gehabt, doch er war durch die andere Kraft gestärkt worden, und er wehrte sich blitzartig.

Mit beiden Fäusten schlug er zu. Sie mussten wie Dampfhämmer wirken, als sie in die Schnauzen und gegen die Köpfe der gefährlichen Tiere krachten.

Er hatte mit einer derartigen Wucht geschlagen, dass die Schnauzen der Tiere eingedrückt wurden. Die schweren Hunde wichen jaulend zurück und rollten sich über den alten, schmutzigen Filzteppich. Aber sie kamen wieder hoch. Längst nicht mehr so schnell, etwas taumelig. Damit hatte Boone gerechnet und startete nun Teil zwei seiner Attacke.

Er ließ die Hunde wieder kommen und hielt dabei seine Arme nach links und rechts ausgestreckt. So lockte er sie förmlich in die Falle, und sie merkten es nicht.

Sie sprangen gegen seine Arme. Im Vergleich zum ersten Angriff wirkte dieser direkt lächerlich. Hinter den Attacken steckte längst nicht mehr die Kraft.

Und Boone grinste. Er stand wie ein Fels und blieb auch weiterhin so

stehen, als die Körper von zwei verschiedenen Seiten gegen ihn wuchteten. Sie sprangen genau in seinen Griff.

Er packte zu. Mit einer nur geringen Bewegung und relativ wenig Kraftaufwand gelang es ihm, die beiden Tiere regelrecht in den Schwitzkasten zu nehmen. In Höhe der Ellbogen drückte er zu, während er sich bei dieser Tat um keinen Fingerbreit von der Stelle rührte.

Beide Hunde versuchten es mit einer Gegenwehr. Sie konnten die Köpfe noch bewegen, nur nicht so herumdrehen, dass sie es schafften, den Mann zu beißen.

Sehr schnell erlahmte der Widerstand. Zuerst traf es den linken der beiden. Ein jaulender Laut schwebte über seine aus dem Maul hängende Zunge, dann brachen seine Augen. Sekunden später war auch der rechts in der Klammer hängende Hund gestorben.

Terry Boone merkte, was mit den Tieren los war. Er streckte die Arme aus, die Klammern öffneten sich, und beide Hunde rutschten zu Boden, wo sie neben seinen Füßen regungslos liegen blieben.

Er hatte es geschafft. Er hatte es sogar mit einer Leichtigkeit geschafft, die er nie für möglich gehalten hätte. Wenigstens nicht vor einer halben Stunde. Jetzt lagen die beiden massigen Körper auf dem schmutzigen Filz, und Boone schaute mit triumphierenden Blicken auf die Tiere. Er ließ sich Zeit, er hatte sie plötzlich und dachte daran, dass er fast unbesiegbar war. Diese letzte Metamorphose hatte ihm gut getan, und so ließ es sich weiterleben..

Zudem hatten sich seine schon früher vorhandenen menschenverachtenden Gefühle noch weiter verstärkt. Hatte er damals noch einen Rest von Skrupel besessen, so waren diese jetzt verflogen.

Nach einer Weile drehte er sich um und nahm die Maschinenpistole an sich. Er hängte sie offen über seine Schulter, nachdem er ein neues Magazin hatte einrasten lassen. Dann öffnete er die Tür.

Vom unteren Flur her drangen keine Geräusche zu ihm hoch. Ob jemand etwas bemerkt hatte, konnte er nicht sagen, aber sie würden bald etwas merken.

Der Gedanke daran bereitete ihm Vergnügen. Noch einmal bückte er sich, diesmal mit ausgestreckten Händen. Er umklammerte die Schwänze der toten Hunde und schleifte die schweren Körper hinter sich her, als wären sie ein Sack voller Federn…

***

Unten warteten Laura und der Armenier. Beide hatten ihr eigentliches Thema vergessen. Sie dachten nur noch an die beiden Hunde, die nach oben gelaufen waren.

Jedes Mal schreckten sie zusammen, wenn die schweren Körper gegen die Tür wuchteten. Sicher waren die Geräusche auch von den

übrigen Gästen gehört worden, nur kümmerte sich niemand darum. In diesem Haus war eben alles anders.

Laura fasste nach Sajastins Arm. »Verdammt noch mal, das ist doch nicht normal. Du, du musst etwas unternehmen.«

»Und was, bitte?«

»Sorge dafür, dass die Bullen…«

»Nein, nicht die Bullen. In mein Haus hole ich sie nicht. Dann wäre mein Image flöten. Ich gelte als sicher, ich habe noch keinen verraten, das werde ich auch in Zukunft so halten.«

Laura ließ nicht locker. »Das hier ist aber anders, zum Teufel! Ganz anders. Wer, glaubst du denn, befindet sich dort oben? Wer? Kannst du mir das sagen?«

»Ein Gast!«

»Nein, ein Teufel«, widersprach Laura mit dumpfer Stimme. »Ich sage dir, dass du dir einen wahren Teufel ins Haus geholt hast. Die Hunde haben es gespürt, du solltest auf sie hören und ihre Warnungen beachten.«

»Hör doch auf, verflucht! Den Teufel gibt es nicht.«

»Doch, es gibt ihn, wenn auch nicht so, wie man ihn kleinen Kindern zeigt. Ich bin davon überzeugt, dass sich hier bei dir das Böse eingenistet hat. Wir werden es noch zu spüren bekommen.«

»Wenn du das meinst, dann kannst du ja verschwinden«, schlug der Armenier vor.

»Ich bleibe.«

»Auch wenn der Teufel hier wohnt?« Die Frage klang nicht einmal spöttisch, denn auch Sajastin war es unheimlich geworden.

»Klar. Ich will dich nicht im Stich lassen. Du wirst schon sehen, dass du dich auf mich verlassen kannst.«

Sie hatte sehr hektisch gesprochen. Ihr Dialog hatte auch nur Sekunden in Anspruch genommen, und sie hörten plötzlich, dass oben die Tür nicht mehr verschlossen war und die beiden Hunde in das Zimmer stürmten. Der Armenier kannte seine Tiere. Er wusste, was sie taten, auch wenn er sie nicht sah.

»O Gott«, sagte er und rang die Hände. »Jetzt machen sie ihn fertig. Jetzt zerfleischen sie ihn, das kannst du mir glauben. Die… die sind wie von Sinnen.«

Wieder blieb ihnen nichts anderes übrig, als abzuwarten, ob sich der Mann noch retten konnte. Der Armenier flüsterte weiter, während er über sein Gesicht fuhr. »Ich habe gesehen, dass der Mann bewaffnet ist. Eigentlich müsste er schießen, aber meine Hunde werden ihn nicht dazu kommen lassen. Ich habe sie auch nicht zurückhalten können, ich…« Er verstummte, weil er schwach das unheimliche Heulen hörte. Der Mann verlor noch mehr Farbe, er zwinkerte mit den Augen, weil Schweiß hineingelaufen war, dann starrte er Laura an.

Die las ihm vom Gesicht ab, dass etwas nicht stimmte. »Du weißt mehr, nicht wahr?«

»Ja, das weiß ich.«

»Und?«

»Ich habe einen der Hunde jaulen gehört. Ich… ich kenne diese Töne. So jaulen sie, wenn etwas passiert ist.«

»Mit ihnen oder…«

»Mit ihnen. Im schlimmsten Fall müssen wir damit rechnen, dass sie nicht mehr leben.«

Laura vereiste. Die starke Schminke in ihrem Gesicht war längst verlaufen. Das rote Kleid zeigte dunkle Schwitzflecken, sogar ihre toupierten Haare glänzten nass. »Einer schafft zwei Hunde«, hauchte sie. »Das ist fast unmöglich ohne Waffen!«

Sajastin hob nur die Schultern und schaute weiterhin ängstlich die Treppe hoch.

Dort rührte sich nichts. Beide empfanden das Schweigen als bedrückend. Hinter ihnen schob jemand den Kopf durch die Eingangstür des kleinen Hotels. Ein Penner, der sich sofort verzog, als Laura erklärte, dass die Bullen im Haus wären. Das würde sich herumsprechen, so hatten sie Ruhe und wurden wenigstens nicht mehr gestört.

Sajastin hätte das nie gesagt. Ihm war im Moment alles egal, deshalb widersprach er nicht. Ihn interessierten einzig und allein seine Hunde und das, was mit ihnen passiert war.

Als die Schritte oben aufklangen, umfasste Laura wieder den Arm des Armeniers. »Jetzt kommt er«, sagte sie leise. »Verdammt, wir sollten verschwinden.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Ich will wissen, was mit meinen Hunden geschehen ist. Begreifst du das? Sie sind mir ans Herz gewachsen, ich muss es einfach wissen.«

»Okay.«

»Dann geh du.«

»Nein!«

Sie schwiegen, denn die Geräusche hatten an Lautstärke zugenommen. Ein Zeichen, dass sich der Mann der Treppe näherte.

Noch befand er sich im Gang. Zwischen seinen Schritten erklang auch noch ein anderes Geräusch, das ebenfalls blieb. Es war ein ungewöhnlich klingendes Schleifen, als würde jemand etwas über den Boden zerren.

Der Armenier ahnte, um was es sich dabei handelte, und seine Augen weiteten sich vor Schreck. Er sprach das für ihn Schlimme nicht aus, wartete ab und sah dann, wie ein mächtiger Schatten in den Schein der Flurlampe geriet.

Das war der Gast!

Diesmal nicht allein. Seine Arme hingen rechts und links des Körpers herab. Die Hände umklammerten dabei etwas. Sajastin hatte es bis zu diesem Zeitpunkt nicht glauben wollen, nun wurde ihm der Beweis geliefert, der ihn schockartig traf.

Boone hielt mit den Händen jeweils die Schwänze der Hunde umklammert und zog die Tiere hinter sich her. Dass sie sich so etwas gefallen ließen, konnte nur ihren Tod bedeuten. Der Armenier bekam feuchte Augen, wischte über seine Stirn, und auch die neben ihm stehende Laura hatte längst gesehen, was geschehen war.

»O Gott, welch eine Bestie. Das hast du nicht verdient, Sajastin, nein, das hast du nicht verdient.«

Beim letzten Wort hörten beide den dumpfen Aufschlag, der erklang, als die beiden Körper zugleich auf der obersten Treppenstufe aufschlugen. Von nun an begleiteten die schlimmen Geräusche den Weg des Mannes, der sich Zeit nahm, die Treppe hinab zusteigen, und dabei den Mund zu einem kalten Grinsen verzogen hatte.

Das düstere Licht ließ ihn noch mehr aussehen wie ein Monstrum. Die Tiere wiesen äußerlich keine Verletzungen auf. Dies konnte nur bedeuten, dass der Mann es geschafft hatte, sie mit seinen eigenen Händen zu töten, was wiederum kaum vorstellbar war. Die Maschinenpistole hing wie eine Drohung über seiner rechten Schulter.

Die Mitte der Treppe hatte er längst erreicht und traf auch weiterhin keine Anstalten, den Weg zu unterbrechen. Er wollte in die kleine Hotellobby, wo die beiden standen und es nicht wagten, auch nur einmal falsch zu atmen.

Was da die Stufen herabkam, war der Tod, ein Teufel, da hatte Laura schon recht gehabt. Beide erlebten den Alptraum wie Zuschauer in einem Horrorfilm, nur traute sich keiner von ihnen, die Flucht zu ergreifen. Irgendwo wussten beide, dass dies sinnlos war.

Er legte auch die letzten beiden Stufen zurück und schleifte die toten Tiere ein Stück durch die kleine Lobby, bis er deren Mitte erreicht hatte, wo er seine Hände von den Schwänzen löste und diese schlaff zu Boden fielen. Dann richtete er den Blick seiner kalten, grausamen Augen auf den kleinen Armenier.

»Wieso?« fragte Sajastin. Er wunderte sich, dass er den Mut fand, den Mörder überhaupt anzusprechen.

»Sie kamen zu mir, und du hast sie geschickt!«

Sajastin schüttelte den Kopf. Der letzte Teil des Satzes hatte sich angehört wie ein Todesurteil. »Nein, nein, ich habe sie nicht geschickt, das stimmt nicht. Sie kamen von selbst. Sie rissen sich los, sie wollten einfach zu dir.«

»Warum denn?«

Die Antwort gab Laura. »Weil du… weil du ein Teufel bist, verdammt! Ja, du bist ein Teufel!«

Sie erschrak über ihre eigenen Worte und rechnete ebenso wie Sajastin mit einer Explosion der Gewalt, doch beide irrten. Der Mann vor ihnen verzog die Lippen. Es sah so aus, als wollte er lächeln. Seine Augen fingen an zu strahlen, als wären dort dunkel gefärbte Sonnen aus der Tiefe erschienen. »Vielleicht hast du recht, ja, vielleicht hast du recht. Möglicherweise bin ich der Teufel, auch wenn ich nicht so aussehe. Oder ich bin ein Teil von ihm…«

Laura überwand einen Teil ihrer Scheu. »Du hast sie getötet. Du hast die Hunde umgebracht wie denn? Wie hast du das geschafft?«

Boone gab die Antwort wie ein Pantomime. Er sprach nicht, er spreizte nur die Arme ab und bewegte seine Finger, so dass sich die Hände zu Fäusten schlossen.

»Damit?« hauchte sie.

»… und mit der Kraft meiner Arme.«

Sajastin holte tief Luft. »Das kann ich nicht glauben!« keuchte er.

»Kein Mensch besitzt die Kraft, zwei dieser Tiere zu töten. Das ist unmöglich.«

»Glaubst du wirklich?«

»Ja.«

»Bin ich ein Mensch?«

Der Armenier nickte und schrak zusammen, denn Boone trat einen Schritt auf ihn zu. Bevor der kleine Mann verschwinden konnte, packte der Killer zu. Er legte seine linke Hand auf die rechte Schulter des Armeniers und drückte nur mit drei Fingern zu.

»Ahhhggrrhhh!« Ein fürchterliches Geräusch drang aus der Kehle des Armeniers. Aus den Poren strömte der Schweiß, die Lippen verloren ihre Farbe, die Augen quollen aus den Höhlen, langsam sackte er dabei in die Knie.

»Hör auf!« schrie Laura. »Hör endlich auf! Du… du brichst ihm ja die Knochen!«

Boone lachte hart. »Na und?«

»Bitte!«

Er ließ den Armenier los, der in der Hocke saß und vor Schmerzen stöhnte. Wasser war ihm aus den Augen getreten.

Tränenspuren rannen über seine Wangen. Mit der linken Handfläche tastete er über die malträtierte Stelle. Reden konnte er nicht, nur wimmernd stöhnen.

Laura hätte ihm gern geholfen, sie rührte sich aber nicht vom Fleck. Nur das kalte Grinsen auf dem Gesicht des Mannes sah sie.

Zudem fürchtete sie sich davor, dass mit ihr das gleiche geschehen könnte.

»Glaubst du mir nun, dass ich mit den verdammten Kötern fertig geworden bin?«

»Ja!« Laura stöhnte das Wort. »Ja, jetzt glaube ich es dir. Woher hast

du diese Kraft?«
»Nicht von dieser Welt.«
»Etwa vom Teufel?«
»Vielleicht war es der Teufel in Verkleidung, der mich besucht hat. Vielleicht…« Er drehte sich um zu ihr. Laura wischte zur Seite, so dass er sie passieren konnte.
Um keinen der beiden kümmerte sich Boone. Sein Ziel war der Ausgang. Bevor er ihn erreichte, drehte er sich noch einmal um und schaute zurück. »Ihr werdet noch von mir hören!« erklärte er mit kalter, finsterer Stimme. »Alle werden noch von mir hören, das kann ich euch versprechen.« Dann ging er.
Zurück blieben Laura und Sajastin. Wären nicht die beiden toten Hunde gewesen, hätten sie an einen Alptraum geglaubt. So aber wussten sie, dass sie sich die Existenz dieses menschlichen Monstrums nicht eingebildet hatten.
Laura bemerkte eine Bewegung neben sich. Der kniende Armenier hatte den Kopf gedreht und blickte sie aus seinen tränenfeuchten Augen an, wobei er Worte hervorstieß, die immer wieder durch Schmerzlaute unterbrochen wurden.
»Er hat mir etwas getan«, keuchte er. »Er hat mich nicht getötet, aber ich kann den Arm nicht bewegen. Meine Schulter, sie sie ist kaputt. Sie ist…«
»Okay, okay, das gibt sich wieder. Ich werde einen Arzt rufen, der sich um dich kümmert!«
»Nein, Der Kerl muss gestoppt werden. Der wird zu Frankenstein.«
»Das ist er schon«, flüsterte die Frau. »Ich habe ihn mir genau ansehen können. Er ist bereits Frankenstein geworden. Er ist grausam und will nur töten.«
Laura hatte sich entschlossen. »Ich alarmiere die Bullen«, sagte sie und lief auf das alte, schwarze Telefon zu.
»Nein, nicht!«
Den Hörer hielt sie schon in der Hand, als sie sich umdrehte und über den Tresen den Zwerg anblickte. »Du kannst mir jetzt nichts mehr sagen, Armenier. Da ist jemand unterwegs, der alles niedermäht. Willst du ihn stoppen? Kannst du ihn stoppen?«
»Nein…«
»Dann halt dein Maul.« Laura wählte den Notruf der Metropolitan Police….

***

Wir hatten tatsächlich große Mühe gehabt, uns durch den abendlichen Londoner Verkehr zu quälen. Unsere Befürchtungen waren sogar noch übertroffen worden. Was sich da alles in den Straßen zusammenballte, war bereits mit einer reinen

Vergnügungssucht zu vergleichen. Da gab es keinen, der sich bei diesem Wetter gern in seinen eigenen vier Wänden aufhielt.

Hauptsache raus, auch wenn die Luft nicht gerade als angenehm zu bezeichnen war. Wir waren schließlich glücklich, als wir die Gegend mit den beiden Bahnhöfen erreichten, die an der Südseite von einem Wirrwarr an kleinen Straßen und Gassen umgeben war.

Alte Häuser wechselten sich ab mit nur wenigen Neubauten. Wer hier lebte, musste auch die miesen Kneipen in Kauf nehmen, von denen mich manche an Rattenlöcher erinnerten, in denen sich allerdings die zweibeinigen Ratten verbargen.

Die Aufbauten der beiden alten Bahnhöfe drückten sich fast gegeneinander. Zwischen ihnen verlief eine Straße, die Broad Street, umrahmt vom dunklen Mauerwerk der alten Bahnhofshallen. Die Eingänge lagen jeweils an der Vorderseite. Wer sich hier herumtrieb, der gehörte zu den unteren Fünfhundert.

Schäbige Gestalten erschienen im Licht der Scheinwerfer. Zwei Frauen winkten vom Gehsteig her, wir rollten vorbei und suchten nach einem Parkplatz. Es gab welche an der Broad Station, die natürlich besetzt waren, so fuhr ich kurzerhand auf das Gelände der Bahn und stellte den Dienstrover dort ab.

Als wir ausstiegen, lief uns ein Wachmann entgegen. Wütend schüttelte er den Kopf und schwenkte dabei eine eingeschaltete Stablampe. »Hier können Sie nicht parken.« schimpfte er. »Verdammt noch mal, steigen Sie ein und hauen Sie ab.«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis.

»Ach, Polizei?«

»Ja.«

»Dienstlich unterwegs?«

Ich holte tief Luft. »Ersten geht Sie das nichts an, aber bei Ihnen mache ich eine Ausnahme. Ja, wir sind dienstlich unterwegs und nicht zu unserem Vergnügen.«

»Sorry.«

»Sie haben hier schon lange Dienst?« fragte ich ihn.

»Seit zwei Stunden.«

»Ist Ihnen etwas aufgefallen?«

Der Mann schwitzte unter seiner Uniform. Er schob seine Mütze zurück und meinte: »Es ist nur unheimlich viel Betrieb. Selbst auf dem Bahnsteig noch.« Er deutete nach rechts, wo die Gleise in den Bahnsteig führten und zahlreiche Lampen brannten. »Aber das liegt am Wetter, wenn Sie verstehen.«

»Klar. Ihnen ist nicht zufällig ein großer, dunkelhaariger Mann mit einem Koffer aufgefallen?«

Jetzt starrte er mich an, als hätte ich ihm einen unsittlichen Antrag gemacht. »Wie… wie meinen Sie das denn? Können Sie das näher

erklären? Hier rennen viele Reisende herum, die Koffer tragen.«

»Der Mann, den wir meinen«, sagte Suko, »trug einen ungewöhnlich großen Holzkoffer.«

Der Rentner vom Wachdienst überlegte. »Na ja, den habe ich auch nicht gesehen.«

»Okay.«

»Ist es denn wichtig?«

»Sonst wären wir nicht hier.« Wir nickten ihm zu und verließen das Gelände der Bahn.

Einen echten Plan hatten wir leider nicht machen können, wir mussten uns auf den Zufall verlassen und natürlich auf unsere Augen. Es war vielleicht am besten, wenn wir die einzelnen Kneipen und Lokalitäten kurz durchsuchten.

Der Straßenwirrwarr nahm uns auf. Okay, an diesem Abend kochte die Gegend. Zwischen den Mauern hing die Schwüle, sie lastete wie Blei und schien die Abgase aufsaugen zu wollen. Die Menschen hatten verschwitzte Gesichter. Aus den offenen Türen der Kneipen drangen Musik und Stimmfetzen. Eine Disco warf ihr buntes Licht auf das Pflaster. Wir entdeckten zudem einige kleine Hotels, die man eher als billige Absteigen bezeichnen konnte.

Suko blieb stehen. Er deutete auf eine Reklame mit dem Namen Station-Hotel. Zwei Buchstaben fehlten. Jeweils das T. »Ob er sich in einem solchen Schuppen verkrochen hat?«

»Kann sein.«

»Ich könnte mal nachfragen. Halte du hier die Augen offen.«

»Die werden dir keine Antwort geben. Wer hier Gäste aufnimmt, muss verschwiegen sein.«

Suko versuchte es trotzdem. Ich blieb draußen und sah mir die Leute an, die auch mich anstarrten. Manchmal sogar mit den hungrigen Blicken der Süchtigen, die überlegten, ob sie einen kleinen Raub bei mir riskieren sollten oder nicht.

Plötzlich aber änderte sich die Szene. Schuld daran war das Heulen der Polizeisirenen. Dieses Gänsehaut erzeugende Wimmern schwang als schauriges Echo durch die Straßenschluchten und verstärkte sich dort.

Wer hatte hier ein gutes Gewissen? Nur die wenigsten. Die meisten verschwanden wie scheue Tiere im Licht eines plötzlich aufflammenden Scheinwerfers.

Auch Suko kam zurück. Er brauchte nichts zu erklären, sein Kopfschütteln reichte mir.

»Was ist hier los?«

Zwei Wagen passierten uns. Sie fuhren nicht sehr weit. Schon bald glühten die Bremsleuchten auf. Da am Rand kein Platz vorhanden war, rollten sie auf den Gehsteig. Mehrere Beamte stürmten aus den

Fahrzeugen in einen schmalen Eingang, der zu einem Hotel gehörte.
Ich schlug Suko auf die Schulter. »Das sehen wir uns mal genauer an, Alter.«
»Glaubst du, dass es mit Boone zusammenhängt?«
»Das kann ich nur hoffen.«
Sekunden später drängten auch wir uns in dem kleinen Foyer und sahen zwei tote Hunde. »Mit den Händen«, schrie, eine dicke, aufgetakelte Frau, »mit den Händen hat er sie getötet!«
»Wer?« fragte ich laut, und sämtliche Gesichter drehten sich auf einmal zu mir um.
Es sah so aus, als sollte ich von den Kollegen der Metropolitan Police heftigen Widerspruch ernten, doch einige Männer kannten Suko und mich. Man schuf uns Platz, damit wir mit der Zeugin reden konnten. Neben ihr hockte ein kleiner, dunkelhaariger Mann auf einem wackligen Stuhl. Sein Gesicht war schmerzverzerrt. Er hielt sich außerdem die rechte Schulter, die wohl verletzt war.
»Was haben Sie denn hier zu suchen?«
»Ich bin Oberinspektor Sinclair, Madam!«
»Madam! Sag Laura zu mir, Mann.«
»Okay, Laura. Mein Kollege und ich suchen einen dunkelhaarigen Mann, der mit einem ziemlich großen Holzkoffer unterwegs ist. Ich geben Ihnen eine Beschreibung…«
»Das brauchen Sie nicht, der Schweinehund war hier.« Sie deutete auf die Hundekörper. »Mit den bloßen Händen hat er sie gekillt, mit den bloßen Händen.«
»Waren Sie dabei?«
»Nein, er tat es in seinem Zimmer. Danach schleifte er die Kadaver hinter sich her. Können Sie sich das vorstellen?«
»Kaum.«
»Aber es war so, und ihm hat er wahrscheinlich den Schulterknochen gebrochen. Er heißt Sajastin, ihm gehört das tolle Hotel hier.«
»Wo ist der Mann jetzt?« fragte Suko.
»Gegangen, verflucht! Der ist einfach abgehauen, versteht ihr? Er ging und meinte, dass wir oder alle noch von ihm hören würden. Und das glaube ich dem auch, so wie er ausgesehen hat.«
»War er bewaffnet?«
»Klar, mit einer MPi.«
Suko nickte mir zu. Wahrscheinlich fürchtete er das gleiche wie ich. In dieser Gegend konnte er sich verstecken, ohne aufzufallen.
Zudem besaß er den Koffer nicht mehr, wie uns die Frau noch sagte.
»Ich würde mir gern sein Zimmer ansehen«, bat ich.
Der Armenier hatte mitgehört. »Das letzte in der ersten Etage. Linke Seite.«
Ich ging hoch, Suko blieb zurück. Als die anderen Gäste meine

Schritte auf dem Gang hörten, zogen sie sich hastig zurück in ihre schmutzigen Zimmer. Wer hier abstieg, war kein Freund der Polizei.

Die Zimmertür stand offen. Sicherheitshalber zog ich die Beretta, betrat den Raum und sah ihn leer. Durch die zerbrochene Fensterscheibe blies warmer Wind. Scherben verteilten sich auf dem Boden. In ihnen spiegelte sich das Deckenlicht.

Keine Spur von Terry Boone!

Ich kehrte wieder zurück und war noch auf der Treppe, als ein Kollege in die Halle stürmte und eine Meldung brachte, die uns alle schockierte. »Ein Irrer hält sich auf der Liverpool Station auf. Der schießt um sich, hörte ich.«

»Das ist er!« rief Suko mir entgegen.

Ich ging nicht mehr weiter und sprang den Rest der Stufen.

Einige Kollegen spritzten zur Seite. Im Hinausgehen rief ich ihnen noch zu, sie sollten sich zurückhalten. Meiner Ansicht nach musste Boone eine Veränderung durchlebt haben. Wahrscheinlich war er noch brutaler und grausamer geworden als zuvor.

Wie zwei Sprinter rannten Suko und ich den Weg zurück, in der Hoffnung, noch rechtzeitig genug zu erscheinen.

***

Wie viele kleine Bahnhöfe war auch Liverpool Station untertunnelt.

Die Reisenden konnten über breite Treppen den unterirdischen Gang erreichen, von dem links und rechts die Aufgänge zu den einzelnen Bahnsteigen abzweigten. Auch Boone nahm diesen normalen Weg!

Er fühlte sich wie ein König, gab sich satt und zufrieden, was auch das Grinsen andeutete, das auf seinen Lippen lag. Er hatte es nicht einmal für nötig gehalten, seine Waffe zu verstecken. Offen hing die MPi über seiner rechten Schulter.

Scheue Blicke hatten ihn getroffen. Viele Menschen waren ausgewichen, hatten einen Bogen um ihn geschlagen, was seine Freude und sein Grinsen nur noch vertiefte.

Er hatte den unterirdischen Gang erreicht, wo die Wände beschmiert worden waren und das Echo seiner Schritte zurückgaben. Die Plakate waren abgerissen worden oder hingen in langen, fetzenartigen Streifen nach unten. Hier unten konnten sich die Firmen das Geld für die Werbung wahrlich sparen.

Boone kam sich vor wie ein Söldner im feindlichen Dschungel oder ein Revolverheld im Wilden Westen. Er war dermaßen von sich eingenommen, dass er es mit der ganzen Welt aufnehmen wollte. In den letzten Minuten war das andere, das Fremde, in ihm sogar noch gewachsen, so dass er sich gut wie nie zuvor fühlte.

Er hatte auch nachgedacht, was er tun sollte, und war zu dem Entschluss gekommen, einen Zug zu kapern. Ja, das war am besten.

Mit einem Zug voller Geiseln durch London zu fahren und sogar noch ein Stück darüber hinaus. Das würde ihm so leicht niemand nachmachen.

Vor einem Fahrplan stoppte er seine Schritte. Eine alte Frau, die ebenfalls schaute, zog sich hastig zurück. Das Licht einer über dem Fahrplan hängenden, breiten Lampe bestreute ihn, so dass die fett gedruckten Abfahrtszeiten gut zu lesen waren.

In genau einer Viertelstunde fuhr vom Bahnsteig 3 ein Zug in den Süden nach Hastings, an die Küste. Den suchte er sich aus.

Mit einem zufrieden klingenden Grunzen wandte er sich ab und stieg die breite Steintreppe hoch, die auf den Bahnsteig mündete. Er war der einzige, der diesen Weg nahm. Mit jeder Stufe, die er hinter sich ließ, konnte er mehr erkennen.

Das Dach, die Träger, die Uhr, die Bänke, den kleinen Kiosk, der längst geschlossen hatte, und auch die Reisenden, die bereits auf den Zug warteten, obwohl er noch nicht auf der Tafel angekündigt worden war, denn zuvor lief noch ein anderer ein.

Beide Stationen gehörten zu den Sackbahnhöfen. Terry Boone ließ die letzte Stufe der langen Treppe hinter sich und blieb auf dem Bahnsteig stehen, nicht weit entfernt vom Rund der Normaluhr.

Zuerst beachtete man ihn nicht, bis ihn die ersten Blicke trafen und die Menschen sahen, was mit ihm los war.

Da lachte er leise. Er sah, dass die Leute zur Seite gingen, fühlte sich wieder besser, bis auf eine Kleinigkeit, die unmittelbar mit seinem Gesicht zusammenhing.

Es war das Jucken auf der Haut. Zuerst hatte er es nur an der linken Seite gespürt, dann auf dem gesamten Gesicht. Er hatte ein paar Mal mit der Hand darüber hinweggeschabt und festgestellt, dass sich die Haut bewegen ließ, als würde sich direkt unter ihr eine Schicht mit Gelee befinden. Das Jucken verstärkte sich.

Für seinen Geschmack stand er zu sehr im Licht. Deshalb ging er einige Schritte zur Seite und stellte sich dorthin, wo es dunkler war als auf dem übrigen Bahnsteig.

Wieder betastete er sein Gesicht, fühlte, quetschte die Haut zusammen, nahm die Finger wieder weg und schaute, was sich dazwischen befand.

Haut…

Seine Haut klebte genau zwischen Daumen und Zeigefinger. Er hatte sie sich einfach abgezogen. Der Fleck war nicht groß, als er nachfühlte und eben diese geleeartige Masse ertastete, die sich über die Knochen gelegt hatte. Eigentlich hätten seine Finger blutig sein müssen, das wiederum waren sie nicht. Nur ein hellweißer Schmierfilm klebte auf ihnen.

Er schüttelte sich, war wütend, weil er wusste, dass er dagegen

machtlos war. Was tun? Nur kein Zurück. Sich eiskalt zeigen und den anderen beweisen, wer er war.

»He, was ist denn mit Ihnen los? Sind Sie wahnsinnig, hier bewaffnet herumzulaufen?«

Terry Boone fuhr so hastig herum, dass der Bahnbeamte vor ihm einen Heidenschreck bekam und plötzlich in das Loch der MPi-Mündung starrte, denn Boone hatte die Waffe blitzschnell von seiner Schulter rutschen lassen. In einem Reflex drückte er auf den Abzug.

Der Bahnbeamte sah das Feuer vor der Mündung, das plötzlich explodierte und ihn hineinriss in die tiefen Schatten des Todes.

Rücklings blieb er liegen.

Die Schüsse waren gehört worden. Gleichzeitig lief ein Zug ein.

Das Geräusch mischte sich mit den Schreien der Wartenden, die nach allen Seiten wegspritzten und Schutz vor diesem schießenden Teufel suchten. Terry Boone brüllte, bewegte sich und feuerte. Er jagte die Garben über die Köpfe der Menschen hinweg und gleichzeitig dem einfahrenden Zug entgegen.

Die Geschosse hämmerten gegen die stumpfe Nase der E-Lok und zertrümmerten Scheiben. Der Lokfahrer spürte einen glühenden Stich in der Schulter, bevor er in Deckung ging.

Der Zug bremste ab. Er stand noch nicht, als bereits die Wagentüren von innen aufgezogen wurden und die Reisenden den Zug verließen.

Wieder schoss Boone. Er hielt über die Köpfe hinweg, lachte rau und zerhämmerte mit seinen Kugeln die Bahnhofsuhr. Dann hetzte er auf den Zug zu, blieb neben der Lok stehen und brüllte mit sich überschlagender Stimme: »Einsteigen, verdammt! Los, steigt wieder ein! Wir werden jetzt eine Spazierfahrt machen!«

Die Menschen trauten sich nicht. Sie standen unbeweglich auf der Stelle, zitterten, und die Angst war in ihren Gesichtern zu lesen, während die Augen des Veränderten hell leuchteten. Das war wieder genau nach seinem Geschmack. Sie alle hatten Angst, sie alle hörten nur auf sein Kommando, das er mit der MPi diktierte.

Ein paar Mutige verschwanden noch hinter den Bänken. Zurück blieb eine Gruppe Jugendlicher. Mädchen und Jungen, die sich nicht von der Stelle rührten.

»Na los, einsteigen, verdammt!«

Ein blonder Junge trat vor. »Was ist mit deinem Gesicht? Es löst sich auf, glaube ich!«

»Halt die Schnauze!« brüllte Boone.

Der Junge zuckte zusammen und schrie, als ihm Boone die Mündung der MPi in den Rücken rammte. »Rein mit dir, verflucht! Steig ein, mach endlich den Anfang!«

Der Sechzehnjährige stolperte die Metallstufen hoch und kletterte in den Wagen.

»So, und jetzt ihr!«

Er schaute nicht die Jugendlichen an, die ihre Taschen und Rucksäcke wieder aufgenommen hatten. Sein Blick glitt über den Bahnsteig. Er sah Uniformierte, die MPi hielt er dabei auf die einsteigenden Fahrgäste gerichtet, damit nur keine Unklarheiten auftraten, wer hier das Kommando führte.

»Wenn ich drin bin, dann sagt dem verdammten Lokführer, er soll losfahren!«

Boone erhielt keine Antwort.

»Habt ihr nicht verstanden, ihr Mistkerle?«

»Ja, das geht klar!« erklang eine laute Stimme.

»Gut, wunderbar.« Boone nickte und sprang hinter dem letzten Mädchen her, das aufschrie, als es den harten Griff spürte, mit dem Boone es umklammerte.

»Hör zu, Kleine, wenn du weiterleben willst, musst du das tun, was ich will. Klar?«

Sie nickte nur.

Boone stieß sie in den Wagen, wandte sich nach rechts, wo die anderen hingegangen waren und kalkbleich in dem Abteilwagen auf den Kunststoffsitzen hockten.

Die Luft war stickig, verbraucht und roch nach Schweiß. Es machte Boone überhaupt nichts aus, er fühlte sich in dem Wagen wie ein kleiner König und genoss auch den Respekt und die Angst, die er ausströmte.

Seine Geiseln hockten verteilt im Wagen, allerdings nicht so weit auseinander, als dass er die Kontrolle über sie verloren hätte. Wenn nötig, konnte er jede innerhalb einer Sekunde mit einem gezielten Schuss erwischen.

Noch ließ sich Boone Zeit. Jede Person sprach er an und fragte sie nach ihrem Namen. Er wollte die Stimmen hören.

Wie sie tatsächlich hießen, juckte ihn wenig. Er hatte die Namen sofort wieder vergessen und schoss plötzlich in eine der Scheiben.

Von der Wucht der Geschosse fielen die Scherben auf den Bahnsteig, gefolgt von Kugeln, die glücklicherweise keinen Menschen trafen.

Boone hatte erreicht, was er wollte. Er schnappte sich ein Mädchen und stellte es dicht vor das zerstörte Fenster. Hinter dem Körper duckte er sich. »Hört zu!« brüllte er auf den Bahnsteig hinaus.

»Wenn sich dieser verdammte Zug nicht in einer Minute in Bewegung gesetzt hat, erschieße ich die Kleine hier.«

Er wunderte sich, dass ihm sofort jemand antwortete. Nur gefiel ihm die Antwort überhaupt nicht. »Wir können nicht so früh weg. Erst muss die neue Lok angekoppelt werden. Das ist ein Sackbahnhof!«

Boone zischte einen Fluch. Er schaute auf die Uhr und gab einen Kompromiss bekannt. »Gut, dann eben in zwei Minuten. Eine Sekunde

länger warte ich nicht.«
»Wir versuchen unser Bestes!«
»Das hoffe ich für die Geiseln!« schrie er in die Leere des Bahnhofs hinein.
»Wollen Sie denn Geld?«
»Nein!«
»Was dann?«
»Nur fahren, immer nur fahren. Ich werde es euch zeigen, das verspreche ich euch!« Er zerrte die Geisel vom Fenster weg und ging selbst auch in Deckung.
Vor einem Mädchen hockte er sich hin, geduckt und etwas zur Seite gelehnt. Die Mündung seiner Maschinenpistole befand sich in ständiger Bewegung.
Auf dem Bahnhof war es still geworden. Kein einziger Zug fuhr mehr ein. Über Telefon und Funk waren sie gestoppt worden. Leer glänzten die Schienenstränge im kalten Kunstlicht. Nur den toten Bahnbeamten hatte noch niemand weggeschafft. Nach wie vor lag er in seinem Blut. Ein schauriges Mahnmal.
Keine der jugendlichen Geiseln redete. Die jungen Männer und Mädchen hockten angstvoll zusammen. Manche bewegten die Lippen, als sie lautlose Gebete sprachen. Andere starrten zu Boden.
Ein Junge weinte lautlos.
Nur Boone hatte seinen Spaß. Ab und zu lachte er auf, wurde aber wieder ernst, wenn er über sein Gesicht tastete, dort die Haut zusammendrückte und sie dann wegzog, wobei er weitere nässende Wunden hinterließ. Dann fluchte er jedes Mal, schaute sich wild um wobei die Geiseln seinen Blick mieden.
Quälend langsam für die einen und viel zu schnell für die anderen verging die Zeit. Zwei Minuten, 120 Sekunden, die konnten verdammt lang werden, wenn man wartete.
Terry Boone schaute immer öfter zur Uhr. Er zählte leise mit.
»Noch zehn Sekunden«, sagte er plötzlich und mit lauter Stimme.
»Wer von euch will zuerst sterben? Los, Freiwillige vor!«
In diesem Moment spürten sie alle, wie ernst es diesem menschlichen Monstrum war. Es rührte sich niemand. Im Gegenteil, die Jungen und Mädchen versuchten, sich noch enger in die Sitze zu drücken.
Boone stand auf. Aus den beiden Wunden in seinem Gesicht tropfte Flüssigkeit. Als helle Streifen rann sie in Richtung Hals.
»Die Zeit ist um!« sagte er.
Da ertönte ein Pfiff. Schrill durchbrach er die trügerische Stille auf dem Bahnsteig. Im nächsten Augenblick durchfuhr ein leichter Ruck den Zug, dann noch einer, und plötzlich fuhren sie.
Boone lachte. »Na also«, sagte er, »es geht doch.« Er nickte. »Ich wünsche uns allen eine gute Fahrt. Und noch etwas, Freunde.

Garantieren kann ich für nichts. Schaut mich an, ich bin zwar super, aber das vergeht, und ich werde bestimmt den Punkt erreichen, wo ich nicht mehr weiß, was ich tue…«

Die Geiseln wurden grau vor Angst…

***

Schon im Gang erfuhren wir, was geschehen war. Auf einer Trage lag der verletzte Lokführer. Ein hoher Bahnbeamter wollte ihm folgen, wurde von mir zurückgehalten, und ich sorgte dafür, dass er mich mit brandneuen Informationen fütterte.

Suko und ich erfuhren, dass sich die Geiseln im zweiten Wagen hinter der Lok befanden.

»Und wer fährt sie?« fragte ich.

»Wir müssen einen bestimmen, Sir. Wir haben nicht mal zwei Minuten.«

»Dann tun Sie das, verdammt! Noch was: Mein Kollege und ich werden ebenfalls im Zug sein.«

»Was? Aber…«

»Kein Aber.«

Suko stand schon auf der Treppe und winkte mir zu. Geduckt schlichen wir die breiten Stufen hoch und blieben auch in dieser Haltung, als wir den Bahnsteig erreichten.

Wir hatten ihn auf der anderen, den Geiseln entgegengesetzten Seite betreten und hofften, dass wir beide ungesehen in den ersten Wagen gelangen konnten.

Lautlos tauchten Suko und ich in den Schienengraben. Im Entengang bewegten wir uns weiter.

Ich riskierte einen Blick auf den zweiten Wagen. Das Innere war erleuchtet. Ab und zu erschien der Kopf einer Geisel, war sofort wieder verschwunden, so dass sich uns keine Chance zum Eingreifen bot.

Terry Boone, dachte ich. Zu was war dieser Mann degeneriert?

Ich erinnerte mich wieder an Quinn, der sich die Haut hatte vom Gesicht lösen können.

Ob es Boone ähnlich erging?

Vor mir bewegte sich Suko und erreichte die schmale Wagentür auch als erster. Ich hätte mich gefreut, wenn sie offen gewesen wäre. Leider war das nicht der Fall.

Suko streckte den Arm und bekam die Klinke zu fassen. Sehr vorsichtig drückte er sie nach unten. Wir wollten jedes unnötige Geräusch vermeiden.

Es kam, wie es kommen musste. Das Ding klemmte. Suko zog zweimal, dann hatte er die Tür offen, die leider quietschte, so dass wir befürchten mussten, gehört zu werden.

»Rein!« zischte ich.

Er kletterte in den Wagen, ich betrat das Trittbrett ebenfalls, dann ertönte schon der Pfiff. Sehr laut und schrill.

Als ich die Tür zuzog, setzte sich der Zug mit zwei leichten Rucken in Bewegung.

Suko hatte sich bereits schräg in einen der Sitze gelegt. Er schaute mir entgegen, als ich in den Wagen kroch und mich in den Sitz auf der anderen Seite warf.

»Und wohin wird die Reise gehen?« fragte er mich.

»Keine Ahnung. Hoffentlich nicht in die Hölle…«

Irgendwo zwischen den beiden Bahnstationen stand der Kugelkopf und nickte zufrieden. Sein breites, froschartiges Maul war zu einem bösen Lächeln verzogen, und er lächelte noch breiter, als er sich bückte und mit der freien Hand über den Koffer strich.

Das Ding war noch immer da und bereit, sich weitere Opfer zu suchen…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Paperback Nr. 73 501 »Voodoo-Land«